

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Fridericus oder Das Königsopfer**

**Hegemann, Werner**

**Hellerau, 1926**

Das vierte Gespräch. Friedrich II. als Romantiker, Vater der deutschen Literatur, Feldherr und Staatsmann und sein Opfer der deutschen Großmachtstellung

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-490**

DAS VIERTE GESPRÄCH  
FRIEDRICH II. ALS ROMANTIKER  
VATER DER DEUTSCHEN LITERATUR  
FELDHERR UND STAATSMANN  
UND SEIN OPFER DER DEUTSCHEN  
GROSSMACHTSTELLUNG

*Pour moi, menacé du naufrage,  
Je dois, en affrontant l'orage  
Penser, vivre et mourir en roi.*

*Federic. 9 Octobre 1757*

Preußen darf nicht erlauben, daß man den Franzosen Elsaß oder Lothringen wegnimmt... Die französische Politik hat von alters her Machtzuwachs und Herrschaft der deutschen Kaiser bekämpft.

Preußen verfolgt dieselben Ziele.

Friedrich II. „Testament“ von 1752

Den Franzosen können wir nimmermehr Lothringen aus den Händen bringen, wenn wir nicht vorher Preußen *ecrasieret* haben.

(Aus dem Vortrage des deutschen Staatskanzlers Kaunitz vor der deutschen Kaiserin. 28. August 1755.)

*Adieu. Je vais écrire au Roi de France, composer un solo, faire  
des vers à Voltaire, changer les réglemens de l'armée, & faire  
encore cent autres choses de cette espèce.*

Schluß eines typischen Briefes von Friedrich dem Großen  
an Jordan

Ich bin ein „*dilettante*“ in jeder Beziehung.  
Friedrich an Voltaire, den 1. Mai 1760

ALS ICH AM NÄCHSTEN MORGEN DAS BÜCHER-  
zimmer betrat, fand ich dort Thomas Mann und Manfred  
im Gespräch über Friedrich den Großen. Thomas Mann  
hörte ich etwa folgendes sagen: »Friedrich war ein Opfer.  
Er mußte unrecht tun und ein Leben gegen den Gedan-  
ken führen, er durfte nicht Philosoph, sondern mußte  
König sein, damit eines großen Volkes Erdensendung sich  
erfülle.«

Manfred rief mir zu: »Sie haben viel versäumt. Herr Tho-  
mas Mann hat eben die fesselndste Schilderung Friedrichs II.  
gegeben, die ich je gehört habe. Er stellte ihn dar als ein  
Königsoffer von solcher Größe, daß König Oedipus und  
König Kodros fast erbleichen müssen.«

Wieder zu Thomas Mann gewendet, fuhr Manfred fort:  
»Meine Teilnahme an der Frage: Friedrich II. ist grenzen-  
los; dieser König ist mein Leidensgenosse in Apoll; er hat  
ebensowenig wie ich der Versuchung widerstehen können,  
eine Iphigenie zu schreiben, — seine ist ein Operntext, ge-  
schrieben im Jahre 1748. Wenn aber je die Götter ihn und  
mich für diese Anmaßung strafen wollen, werde ich zu  
meinen Gunsten anführen, daß ich ein anspruchsloser Pri-  
vatmann bin, und daß ich wenigstens nicht Iphigeniens  
rechtmäßigen und von Gottes Gnaden berufenen Dichter  
bei seiner Iphigenie gestört habe, wie Friedrich es tat, als  
er 1779 Goethe zwang, seine Arbeiten an Iphigenie zu un-  
terbrechen, um Rekruten für einen friderizianischen „Kar-  
toffelkrieg“ auszuheben. Friedrich II. war die Ursache, daß  
Goethe fast „das Ei, halb angebrütet, verfaulen“ lassen  
mußte. Erst nachdem er die Rekruten für Friedrich „nach  
der Physiognomik des rheinischen Strichmaßes klassifiziert  
hatte“, durfte er „in seine alte Burg der Poesie steigen und  
an seinem Töchterchen kochen“.«<sup>1</sup>

Ich fragte, zu Thomas Mann gewandt: »Was meinen Sie  
mit dem Gegensatz zwischen König und Philosoph? Ist es  
nicht gerade das Wesen Friedrichs II., daß er der gekrönte

Philosoph war, ganz im Sinne Platos, welcher nur dann Heil für die Welt sieht, wenn die Philosophen herrschen?«

Thomas Mann: »Das Foppende im Wesen Friedrichs beruht auf dem *Dualismus*, den Rousseau auf die Formel brachte: „*Il pense en philosophe et se conduit en roi.*“ Das ist eine große *Antithese*, die viele lebendige Gegensätze umschließt: den Gegensatz, zum Beispiel, von Recht und Macht, von Gedanke und Tat, Freiheit und Schicksal, Vernunft und Dämon, bürgerlicher Sittigung und heroischer Pflicht.«

Manfred: »Rousseau war vielleicht weniger tiefsinnig, sicher weniger unparteiisch als Sie. Ich fürchte, mit seinem berühmten Verse auf Friedrich II. wollte er sagen: Friedrich redet wie ein guter Weiser, aber er handelt wie ein Schuft. Es war ein eigenartiger Brief, mit dem der verfolgte Rousseau Friedrichs II. Schutz anflehte, und der mit dem Satze begann: „Sire, ich habe viel Übles von Ihnen geredet, ich werde es vielleicht noch ferner tun.“ Aber wie lächerlich Rousseau auch wirkt, wenn er dann die königlichen Wohltaten ausschlägt und dadurch seine Therese zwingt, das Gewährte hinter seinem Rücken anzunehmen, so hat er doch eigentümlichen Scharfblick für die politischen Beweggründe Friedrichs II. bewiesen. Rousseaus Vers:

*Il pense en philosophe et se conduit en roi.*

*La gloire, l'interêt, voilà son dieu, sa loi.*

hätte nicht treffender geschrieben werden können, wenn der Dichter die von Voltaire berichtete erste Fassung des Satzes in *l'Histoire de mon temps* gekannt hätte, in dem Friedrich zur Begründung seines Losbrechens gegen Maria Theresia sagte: „*L'ambition, l'interêt, le désir de faire parler de moi, l'emportèrent; et la guerre fut résolue.*“

Hegemann: »Ist Voltaire denn da zuverlässig?«

Manfred: »Vielleicht nicht; in der ersten Veröffentlichung der *l'Histoire* lautet die Stelle: „*ajoutez à ces raisons une armée*

*toute prête à agir, des fonds tout trouvés, et peut-être l'envie de se faire un nom; tout cela fut cause de la guerre...*“ Zugeständnisse, die Bismarck nicht gefielen, als er sagte: „Seinen Aufbruch nach Schlesien gleich nach dem Regierungsantritt bezeichnet Friedrich II. selbst als das Ergebnis seines Verlangens nach Ruhm.“ Was immer Sie in diesem Zusammenhang von der Zuverlässigkeit Voltaires halten mögen, mir scheint, er berichtet zum mindesten ebenso zuverlässig wie Bismarck.«

Hegemann: »Schön war aber doch die Güte, mit der Friedrich den verfolgten Rousseau aufnahm.«

Manfred: »Um so mehr, als Friedrich, auch hier Voltaires Beispiel getreulich folgend, den unseligen Rousseau verabscheute und als eine Schande der Literatur bezeichnete.«

Hegemann: »Wie können Sie, Herr Thomas Mann, angesichts solcher Beispiele friderizianischer Herzensgüte sagen: „Friedrich mußte Unrecht tun und ein Leben gegen den Gedanken führen?“«

Manfred: »Um so mehr, als doch Friedrich II. in Rousseau den Franzosen selbst dann noch achtete, nachdem er zum preußischen Untertan geworden war.«

Thomas Mann überhörte diesen Spott; er sah meinen guten Willen und antwortete mir mit Geduld: »Friedrich, der übermenschlich gekämpft und gelitten hatte, sah in allem Menschevolk um ihn her nur Pack und kinderzeugendes Gesindel. Es bleibt unverständlich, warum er, bis an den Hals voll Verachtung, für dieses Gesindel so ungeheuerlich zu arbeiten fortfuhr, rastlos sich der Aufgabe unterzog, das Unglück, das er verursacht hatte, wieder gutzumachen, dem Ackerbau, den Finanzen seines Landes zur Genesung half, ganze Industrien hervorrief, eine weitere Provinz hinzuerwarb und sie durch großartige Kolonisation aus ihrem vernachlässigten Zustande erhob, — wenn man sein Pflichtgefühl nicht als eine Art Besessenheit und ihn selbst nicht als Opfer und Werkzeug höheren Willens be-

greift. Sein Fleiß war kalte und glücklose *Passion*. Ausgebrannt, öde und böse, liebte er niemanden, und niemand liebte ihn, sondern sein königliches Dasein bildete einen lastenden, entwürdigenden Druck für alle Welt. Zuweilen möchte man glauben, er sei ein Kobold gewesen, der aller Welt Haß und Abscheu machte und alle Welt hineinlegte, ein ungeschlechtlicher, boshafter Troll, den umzubringen hundert Millionen Menschen sich vergebens ermatteten, da er entstanden und gesandt war, um große, notwendige Erdendinge in die Wege zu leiten. Er selber *ironisierte* den Kampf dersieben Jahre mit dem Worte: „heroische Schwachheiten“. Aber er setzte auch Schwarz auf Weiß: Wenn er eine Provinz recht hart strafen wollte, so würde er sie von Literaten regieren lassen . . .«

Manfred: »So sagte er und vergaß dabei, daß ganz Preußen derart hart gestraft wurde während der sechsundvierzig Jahre, in denen es von diesem König regiert wurde, der in Kriegs- und Friedenszeiten stets sehr viel mehr Zeit<sup>1</sup> für seine nichtigen literarischen Liebhabereien als für seine königlichen Pflichten gehabt hat.«

Thomas Mann: »Seine Aufklärung war so oberflächlich, daß ersich für kugelfest hielt; und wenn er ausdrücken will, was ihn eigentlich bewogen habe, die süße Ruhe eines der Literatur gewidmeten Lebens gegen die furchtbaren Anstrengungen und blutigen Schrecken des Krieges einzutauschen, so spricht er zusammenfassend von einem „geheimen *Instinkt*“. Was er so nennt, war stärker in ihm als die Literatur, es leitet sein Handeln, bestimmte sein Leben, und es ist durchaus eine deutsche Denkbarkeit, daß dieser geheime *Instinkt*, dies Element des Dämonischen in ihm überpersönlicher Art war: der Drang des Schicksals, der Geist der Geschichte.«

Manfred: »Was mich in Ihren Ausführungen besonders in Erstaunen setzt, ist die Überzeugung, die Sie mit preußischen Historikern zu teilen scheinen, daß Friedrichs reichs-

feindliche „heroische Schwachheiten“ und daß der „lastende, entwürdigende Druck, den sein königliches Dasein für alle Welt bildete“ einen Segen für das deutsche Volk bedeuten könne. Sie rühmen Friedrich II. nach, er habe in den zweiten dreiundzwanzig Jahren seiner Regierung gut gemacht, was er in den ersten dreiundzwanzig Jahren gesündigt hatte, und der Anblick dieses angeblich wiedergutmachenden, gleichsam büßenden Königs hat viele seiner unzufriedensten Beurteiler milde gestimmt. Mir scheint aber, man müßte fragen, ob er nicht gerade in der zweiten Hälfte seiner Regierung mit dem „entwürdigenden Druck“, von dem Sie sprechen, noch mehr Schaden angerichtet hat als mit seinen blutigen Bürgerkriegen, die trotz ihrer Fruchtlosigkeit doch wenigstens manchem *gloire*-durstigen Deutschen das seit Prinz Eugens Tode erschlaffte Selbstvertrauen auffrischten. König und gemeiner Mann sind auch in Deutschland wie die menschlichen Schatten der Unterwelt des Odysseus: sie nähren sich vom Blut.

»Wenn Sie aber Friedrich II. als Opfer auffassen und es „eine deutsche Denkbarekeit“ nennen: „Friedrich mußte Unrecht tun, ... damit eines großen Volkes Erdensendung sich erfülle“, so wird das den Rembrandt-als-Erzieher- und den H. S. Chamberlain-Germanen wahrscheinlich gefallen, und gewisse Mystiker werden ganz humorlos als weitere „durchaus deutsche Denkbarekeit“ entdecken, das Endziel der „Erdensendung“ dieses großen Volkes sei der Opfertod – wahrscheinlich im Dienste einer höheren Kultur. In einem ähnlichen, mir ebenfalls sehr widerstrebenden Sinne ist die nicht belanglose deutsche Einwanderung nach Amerika manchmal als Kulturdünger bezeichnet worden. Wer, wie ich, auch deutsches Blut in den Adern hat, kommt da wirklich beinahe in Gefahr, den Humor zu verlieren.«



„DES WIRRKOPFES CARLYLE PROSTRATION  
VOR DEM ‚HEROS‘“

(Nietzsche)

Thomas Mann wollte nichts von Humorlosigkeit wissen. Er meinte im Gegenteil, »ich wüßte wahrhaftig nicht, in welchem Geiste man besser Weltgeschichte erzählte als im Geiste heroischen Humors.«

Wir versuchten uns über die Bedeutung des Wortes Humor in der geschichtlichen Betrachtung zu einigen, und Thomas Mann erklärte, daß er heroischen Humor recht eigentlich bei Thomas Carlyle und in dessen Heldengeschichte Friedrichs von Preußen finde. Manfred schien erstaunt und aufmerksam nachzudenken; schließlich sagte er: »Daß Sie bei Carlyle Humor finden, überrascht mich. Ich verstehe Sie doch recht: Sie wollen nicht sagen, daß er lächerlich ist, sondern daß seine Äußerungen Humor haben; Sie lächeln mit ihm, nicht über ihn?«

Thomas Mann bestätigte, Manfred habe ihn recht verstanden.

Manfred: »Wissen Sie, daß Carlyle Schotte ist?«

Thomas Mann bejahte. Manfred dachte wieder nach; schließlich sagte er: »Das bedeutet für Sie nicht dasselbe wie für mich. In meiner Heimat sagt man manchmal: *A scotchman never sees a joke*. Der namentlich in Amerika gefeierte englische Dichter Barrie (der alle seine Stücke der großen Maud Adams auf den Leib zu schreiben scheint) hat viel über die Humorlosigkeit der Schotten gescherzt. Den Vorwurf der Humorlosigkeit haben sich viele, die von Schotten abstammen, zu Herzen genommen, und ihre Versuche, Humor zu zeigen, haben oft etwas so eigentümlich Dünnlippiges, Tantenhaftes—ja, es wirkt manchmal drollig; aber wenn Ihnen hier diese Schnurrpfeifer vom Schlage Carlyles so oft in die Quere liefen wie uns in Neuengland, ich glaube, Sie würden sich langweilen, statt zu lachen.«

Manfred stand plötzlic auf, ging zu einem Bücherschrank und rief: »Aber ich glaube, ich kann Sie überzeugen. Hier stehen die sechs Wälzer von je siebenhundert Seiten, die dieser humorvolle Schotte über Friedrich II. geschrieben hat. Mir ist, als ob fast jede Seite die gelehrte alte Jungfer verriete, die gern mittun möchte, ohne ein weites Herz zu haben.«

Manfred öffnete einen der dicken Bände. »Man mag aufschlagen, wo man will,« fuhr er fort, »hier gibt Carlyle den Bericht Wilhelmines, von dem Sie gestern sprachen, über die angeblichen Liebesabenteuer ihres sechzehnjährigen Bruders. Die Markgräfin erzählt leichthin, wie mit einem spöttischen Lächeln; Sie entsinnen sich, wie Bismarck einmal, nebenbei und von oben herab, von den jugendlichen Prahlereien Friedrichs II. auf geschlechtlichem Gebiete spricht. Aber hören Sie, was Carlyle dazu zu sagen hat; sein humorwollendes Lächeln verzerrt sich zur seitenlangen frömmelnden Strafpredigt. Hier, sehe ich, wird zwei-, drei-, fünf-, nein sechsmal auf einer Seite der König von Sachsen, weil er den jungen Friedrich verkuppelt haben soll, „Beelzebub“ genannt. Carlyle ruft: „*Heavens, human language is unequal to the history of such things*“, „*unspeakable*“. Die Prinzessin fand Worte, aber Carlyle findet keine Worte; trotzdem redet er weiter: „*Poor young Fritz!*“, „*poor brother!*“, „*poor Fritz!*“ und immer noch mal „*armer Fritz!*“ Wirklich, arm genug! Hier auf der nächsten Seite wird der arme Junge ein „Rhinozeros im Dreckbad“ genannt; hier noch mal; viermal Rhinozeros auf einer halben Seite; hier ein „Rhinozeros, das sich im Dreckbad wälzt; nur die Schnauze ist sichtbar, und dreckiges Gurgeln ist alles, was man hört“.

Manfred schien höchlichst erheitert. »Nicht wahr, da sieht man doch, daß hier Carlyle und nicht der „arme Fritz“ das Rhinozeros ist! Im Dreckbad wälzen? Wilhelmine versichert, die Formera sei schön gewesen „wie Venus und die

Gracien“; und die Orzelska? Hier steht Pöllnitz' Urteil: „*of fine figure, had something grand in her air and carriage, and the prettiest humour in the world. She often appeared in men's clothes, which became her very well. People said she was extremely openbanded.*“ Wenn nicht der ganze Bericht über des „armen Fritz“ Erfolge bei diesen Damen wahrscheinlich Aufschneiderei wäre, oder wenn wirklich die Orzelska zum Tagesdienst beim preußischen Kronprinzen befohlen wurde, dann war sie vielleicht dieselbe, an die Friedrich noch 1771 so dankbar zurückdachte (vgl. oben S. 247), vielleicht die einzige Frau aus größerer Welt, die jemals ein nachsichtiges Wort für den „armen“ Friedrich II. gefunden hat. In so liebenswürdigen Geschöpfen ein Dreckbad sehen zu wollen, dazu gehört ein eigentümlicher Humor! Wirklich: „armer Fritz“, der bis zu seinem Lebensende den „ausgezeichneten Ton“ Voltaires lobte; er ahnte nicht, daß der *Ordre pour le mérite* an Carlyle zum Lohne dafür verliehen werden würde, daß er ein Rhinoceros im Stifter des Ordens entdeckte.—Aber nicht genug mit dieser Rhinocerospredigt Carlyles, nein, doppelt genäht hält besser; es folgt über denselben Gegenstand eine zweite Predigt von „*Sauer-teig*“, das ist einer der witzelnden Decknamen Carlyles im Stile seines Professors Teufelsdröckh aus dem Sartor Resartus, also unverfälschte Flegeljahre frei nach dem von Carlyle so verehrten Jean Paul. Das erinnert mich an eine besonders schmäbliche Selbstentlarvung, die sich Carlyle beschert hat.«

Manfred öffnete den sechsten Band und fuhr fort: »Carlyle schildert hier, wie Friedrich die Wartequartiere seines Kartoffelkrieges von 1778 mit dem Abfassen der „*Eloge de Voltaire*“ ausfüllte. Carlyle geht nicht weiter ein auf den Inhalt dieser Ruhmrede Friedrichs auf seinen verstorbenen Lehrer Voltaire, sondern deutet kurz an: ihre Logik ist für uns veraltet; der Leser möge mir gestatten, statt dieser alten eine ganz neue „Ruhmrede“ einzufügen: und dann war-

tet Carlyle wieder mit einer seiner teuflischen Jean-Pauliaden auf, in der er sein Bedauern ausspricht, daß es für Voltaire keinen Friedrich Wilhelm I. gegeben habe, der ihn im Tabakskollegium hätte mißhandeln lassen können, wie dieser König dort seine deutschen Hofnarren und Akademiepräsidenten prügeln und mit Pech begießen ließ. Wenn es nach Carlyles Wunsch ginge, dürfte man sagen: *Grattez le Russe Frédéric II et vous trouverez le cosaque Frédéric-Guillaume I.* Vielleicht hat nichts so sehr zu der grenzenlosen Verachtung Friedrichs II. für deutsches Wesen beigetragen als die widerliche Gemütlichkeit des Tabakskollegiums, dem beizuwohnen sein Vater ihn oft zwang. Diese heimischen Roheiten, die Friedrich im Verkehr mit gebildeten Franzosen und vor allem mit Voltaire zu vergessen suchte, wünschte der humorvoll frömmelnde Schotte für Voltaire in dem Augenblicke, in dem Friedrich seinen Lehrmeister ehren wollte. Dabei erklärt Carlyle, sein Liebling Friedrich II. sei im Grunde nichts weiter als „verwirklichter Voltaire“.

Manfred griff nach einem anderen Bande. »Oder was sagen Sie zu Carlyles Behandlung der preußischen Rechtsansprüche auf Schlesien, über die Friedrich selbst sich gelegentlich lustig machte (vgl. oben S. 134), und die Sie heute morgen doch, wenn ich recht verstand, auch lächelnd beiseite schoben? Hier spricht Carlyle mit Feierlichkeit von dem Verschulden des Kaisers, diese Ansprüche — es war zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges — an sich gebracht zu haben, und versichert geheimnisvoll: „eine derartige Schuld muß schließlich auf diese oder jene Weise mit Zins und Zinseszinsen heimgezahlt werden“. Diese göttliche Gerechtigkeit führt Carlyle dann dazu, den ersten Schlesischen Krieg damit endigen zu lassen, daß er „Österreich gestohlenes Gut ausliefern“ läßt. Wenn es Carlyle später darauf ankommt, Friedrichs gesetzwidriges Verhalten in der Streitsache des Müllers Arnold zu rechtfertigen, stellt

er sich auf den entgegengesetzten Standpunkt und kann nichts Lächerlicheres, nichts Gemeingefährlicheres entdecken, als an verjährten Rechtsansprüchen festhalten zu wollen.« Manfred blätterte weiter und begann noch einmal: »Hier spricht Carlyle von der „skandalösen Schmäh-schrift Voltaires, des Sprechers einer gewissen zahlreichen, unseligen Klasse von Lakaien, die drunten Saturnalien feiern“. Carlyle hielt sich für den englischen Propheten Goethes; er übersieht oder verschweigt absichtlich, wie sehr Goethe diese „Schmähschrift“ in den Briefen an Frau von Steingerühmt hat (vgl. oben S. 237f.); diese Briefe sind fünfzehn Jahre vor Carlyles *Frederick the Great* veröffentlicht worden. Scherzhafterweise gibt Carlyle die Unterhaltungen Friedrichs mit dem Fürsten von Ligne in ihrer ganzen Fülle wieder; nur die homosexuellen Witze des Königs läßt er aus.

»In seiner ganzen Aufmachung erscheint mir Carlyle als kein glücklicher Nachahmer seines verschrobenen deutschen Meisters Jean Paul. Es gibt köstliche Sachen bei Jean Paul, aber ich gestehe, ich habe noch nie einen seiner Romane wirklich ganz durchzulesen vermocht, und Carlyle ist noch langatmiger. Alle Einwände Goethes gegen „das wunderliche Wesen“ Jean Pauls, den „Chinesen in Rom“, treffen in gesteigertem Maße auf den schottischen Nachahmer der Jean Paulschen Manier zu: „es ist wirklich schade um den Menschen, er scheint sehr isoliert zu leben“, sagte Goethe über Jean Paul. Dreizehn Jahre lang hat Carlyle an nichts anderem als seinem sechsbändigen Roman „Friedrich der Große“ gearbeitet, und es ist rührend — wenn es nicht lächerlich wäre —, wie er nach vollendeter Arbeit von seinem „Ring mit dem häßlichsten Drachen“ erzählt. „Nachdem ich meinen Weg mit größter Anstrengung und nach allen nur möglichen Drehungen und Wendungen durch das unentrinnbare Labyrinth und den Sumpf der Verzweiflung hindurchgefunden hatte, unreine Geschöpfe,

preußische Schafsköpfigkeit, an meinen Busen drückend, um ihnen ihr Geheimnis abzuschmeicheln“ ... ja, was dann? ist er dann etwa „des Himmels Stimme und Gottes Wahrheit“ über Friedrich II. nähergekommen als vor ihm der auch englisch schreibende Macaulay? Wie sagte doch Goethe, als Jean Paul ihn übertrumpfen wollte? „Jean Paul hat aus Geist des Widerspruchs ‚Wahrheit‘ aus seinem Leben geschrieben. Als ob die Wahrheit aus dem Leben eines solchen Mannes etwas anderes sein könnte, als daß der Autor ein Philister gewesen!“ Carlyle scheint das schließlich auch begriffen zu haben; nannte er doch bald seine „Friedrich-affaire“ „nichtssagend wie tausend Jahre alter Mist“ und riet: „Laßt sie denn jetzt in das Meer der Vergangenheit gesenkt werden!“<sup>1</sup> Hier fällt es mir schwer, ihm zu widersprechen. Ich fürchte, Carlyle hat der preußischen Sache mit seinem „Mist“ in den englisch sprechenden Ländern einen schlechten Dienst erwiesen.

Thomas Mann, dem Manfred kaum etwas Neues gesagt zu haben schien, entgegnete, er könne nur »mit ganzer ungebrochener und unzweideutiger Liebe von Carlyles gewaltiger und liebenswerter Geschichte Friedrichs des Großen sprechen. Carlyles heroischer Humor ist der künstlerische Triumph seines schwerblütig-zähen Arbeitsethos, welches fürchterliche Stoffmassen bewältigt und unter sich bringt — nicht, um sich dann über die Dinge lustig zu machen, aber doch, um alle Dinge, auch die *seversten* und gelehrtesten, bis zu einem gewissen Grade lustig und leicht zu machen. Kurz, ich finde, Carlyles Riesenwerk verdient den Deutschen in ungestutzter Pracht erhalten zu werden. Es ist ein Buch für Militärs und Zivilisten, für Erwachsene und gescheite Knaben, für Widergeistige und Militaristen.«<sup>2</sup> Manfred: »Dabei fällt mir ein, daß ich einmal Theodore Roosevelt, der manches Gute über Kaiser Wilhelm II. zu sagen hatte, mit besonderer Verachtung über den Historiker Carlyle sprechen hörte. Und was Roosevelt sagte, klang

beinahe ganz wie das Wort Nietzsches, das Roosevelt nicht kannte: „Die Formen der *Prostration* vor dem ‚Genie‘ und dem ‚Heros‘ sind von jenem alten, anmaßlichen Wirr- und Murrkopfe, Thomas Carlyle, gefunden worden, der ein langes Leben darauf verwendet hat, die Vernunft seiner Engländer romantisch zu machen: umsonst!“

Manfred, wie entzückt von diesem Nietzscheschen Blitz, stieß einen kurzen Woneschrei aus und fragte dann, fast verlegen über seinen Ausbruch: »Ob Goethe mehr von seines „Freundes“ Carlyle „Friedrich dem Großen“ gehalten hätte, als Nietzsche es tat?«

#### FRIEDRICH ALS VATER DER DEUTSCHEN LITERATUR

Da gab Thomas Mann, auf dessen Gesicht etwas wie wasser-kantige Wahlverwandschaft mit dem schottischen Murrkopfe erschien, dem Gespräche eine Wendung, die es gleichsam zur Fortsetzung der Mitteilungen machte, welche mir Manfred früher schon (vgl. S. 105 ff.) über Friedrichs II. Stellung zur deutschen Literatur und über Goethes Abwehr friderizianischer Angriffe gemacht hatte.

Thomas Mann antwortete nämlich: »Es ist gerade Goethe gewesen, der von Friedrich dem Großen gesagt hat, daß durch seine Taten „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen“ sei.«

Manfred lachte: »Sie scherzen! Wollen Sie Goethes Worten, aus dem Zusammenhang gelöst, fast entgegengesetzten Sinn geben? oder wollen Sie mich neckend auf die Probe stellen, ob mir die Selbstverteidigung bekannt ist, die Lessing sich gegen Mißdeutungen seiner allerdings friderizianischen aber, ach, so einsamen Minna von Barnhelm vorweggenommen hat?«

Hegemann: »An welches Wort Lessings denken Sie?«

Manfred: »Lessing warnte: „...ich will nicht darauf schwö-

ren, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Literatur die Epoche Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet“<sup>1</sup>.« Hegemann: »Wollen Sie denn Goethe einen Schmeichler nennen?«

Manfred: »Ach nein! Er war vielerlei, aber ein Schmeichler war er nicht. Doch manchmal war er ein Spaßvogel. Als ihm das Verkehrsministerium von Sachsen-Weimar übertragen wurde, übernahm er die neue Würde mit einem amtlichen Schreiben an den ihn duzenden jungen Herzog, das mit den Worten schließt: „Geruhen doch übrigens Ew. p. die devoteste Versicherung von mir anzunehmen, daß auch bei dieser mir gnädigst übertragenen *Incumbenz* *Höchsteroselben* höchstes *Interesse* ich überall nach allen meinen Kräften zu befördern und dadurch diejenige ohnverbrüchlichste Treue zu bewähren suchen werde, mit welcher ich zu ersterben die Gnade habe Ew. pp.“ Friedrich der Große hatte oft genug auf das verschrobene Kanzleideutsch geflucht (das fast so schlecht war wie sein eigenes „Kutscher“-Deutsch); es wäre an der Zeit gewesen, daß Goethe sich nicht länger den Bemühungen des großen Königs für die Verbesserung der deutschen Sprache widersetzt hätte.« Manfred lachte so gutmütig, daß man ihm nicht böse sein konnte, und fuhr, nicht eben höflich, fort: »Aber Goethe folgte lieber seiner großen Lehre: „Sagt es niemand, nur den Weisen“, namentlich wo es sich um die Geheimnisse geistiger Großmächte handelt.« Thomas Mann lächelte, ohne übelnehmerisch zu sein, und antwortete: »Was könnte ein Weiser denn hineingeheimnissen in das scheinbar so eindeutige Goethewort, das ich anführte?« Manfred: »Ich bitte Sie, lesen Sie diese oft aus dem Zusammenhang gelöste Äußerung Goethes in ihrem Zusammenhange, und Sie werden finden, wie sie zur Verurteilung Friedrichs II. führt.«



Da ich wußte, daß Manfred gerne bei der Unterhaltung unmittelbar aus den Quellen schöpfte und sehr wirkungsvoll aus großen Schriftstellern vorlas, bat ich ihn: »Ich möchte wirklich, Sie läsen uns diesen erstaunlichen Zusammenhang einmal vor.«

Als Thomas Mann kein Zeichen der Ungeduld gab, sagte Manfred: »Gut, ich will Ihnen einmal einige der springenden Sätze vorlesen.« Er griff nach „Dichtung und Wahrheit“ und las vor, sich von Zeit zu Zeit mit eingestreuten Bemerkungen unterbrechend:

»„Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein *nationeller*; an Talenten war niemals Mangel“. — „In allen *souveränen* Staaten kommt der Gehalt für die Dichtkunst von oben herunter, und vielleicht war das Lustlager (König Augusts von Sachsen) bei Mühlberg der erste würdige, wo nicht *nationelle*, doch *provinzielle* Gegenstand, der vor einem Dichter auftrat. Zwei Könige, die sich in Gegenwart eines großen Heers begrüßen, ihr sämtlicher Hof- und Kriegsstaat um sie her, wohlgehaltene Truppen, ein Scheinkrieg, Feste aller Art: Beschäftigung genug für den äußeren Sinn und überfließender Stoff für schildernde und beschreibende Poesie. Freilich hatte dieser Gegenstand einen inneren Mangel: eben daß es nur Prunk und Schein war, aus dem keine Tat hervortreten konnte.“ — „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie.“ — „An dem großen Begriff, den die preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles taten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte.“ — „Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der Tat entsprungen sind, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form,

als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt.“

»Es ist recht scherzhaft, daß nicht nur Gleim durchaus kein Mitstreitender, sondern obendrein noch ganz besonders unpreußisch deshalb war, weil er keinen Hunger litt; er erfand seine geschickt im englischen Balladenton — frei nach Klopstock — dem „Tod fürs Vaterland“ entgegenstürmenden Grenadiere nebst stampfenden Rossen und schmetternden Kriegstrompeten in der auskömmlichen Muße eines behaglichen Junggesellendaseins. Derartig zu „affektieren“ hat Goethe 1792, als er dabei war, und 1813, als er nicht einmal seinem Sohn dabei zu sein erlaubte, abgelehnt. Auch ist keines der Erzeugnisse von Gleims geistiger In- und Unzucht heute noch am Leben; keines hat die ewige Jugend von „Prinz Eugen, der edle Ritter“. Ähnlich steht es mit dem anderen friderizianischen Sänger, dem Goethe Höflichkeit widerfahren läßt. Goethe sagt:

»„Ramler singt auf eine andere, höchst würdige Weise die Taten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen, herzerhebenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Wert. Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst.“

»Fast klingt es, als ob Goethe sagen wollte: Bei friderizianischem Gehalt sind Gleim und Ramler der Anfang und das Ende der Kunst. Die „gehaltvollen Gedichte“ Ramlers sind trotz ihres „unzerstörlichen Wertes“ und ihres, von Friedrich dem Großen gelieferten „wahren und höheren eigentlichen Lebensgehaltes“ heute völlig vergessen, und selbst Erich Schmidt, der den Goetheschen „Euphemismus“<sup>1</sup> über die Einwirkung Friedrichs II. auf die deutsche Literatur humorlos übertreibt, wagt von „Ramlerschen Rodomontaden“ zu sprechen. Was Goethe von der Entwicklung des sich an Friedrich II. „heranbauenden“ Gleim hielt, hat er

so unbarmherzig seinem gegen Friedrich gerichteten Aufsatz „Literarischer Sanscülottismus“ vorangeschickt« (vgl. oben S. 113), »daß man fast glauben muß, Gleims Anspruch auf Ruhm als friderizianischer Heldendichter beruhe nur auf seinem Mut, sich als einziger an einem derart unpoetischen und volksfeindlichen Helden versucht zu haben. Goethe hat die Gleimsche Nichtigkeit auch in „Dichtung und Wahrheit“ aufgedeckt und sagte dort:

»„Gleim, weitschweifig, behaglich von Natur, wird kaum einmal *concis* in den Kriegsliedern. Ramler ist eigentlich mehr Kritiker als Poet“. Oder: „Gleim hätte ebensowohl des Atemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Literatur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gerne gelten ließ, weil man ihm für die reichlichen Wohltaten nichts zu erwidern vermochte als Duldung seiner Gedichte“.

»Hier deutet also Goethe an, wie man „wirklich der Literatur zu Ehren hilft“, nämlich auf eine Art, die Friedrich II. Deutschen gegenüber hartnäckig versäumt hat. Einmal sandte er zwar der Dichterin Karschin einen Taler, aber sie schickte ihn zurück.

»Doch aus den von Friedrich II. angeregten, lebensunfähigen Plattheiten ragt ein Kunstwerk hervor. Goethe fährt fort:

»„Eines Werks aber, der wahrsten Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt, muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen; es ist die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion von *spezifisch temporärem* Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung tat: Minna von Barnhelm... Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung er-

zeugt ist... Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses Kriegs gegeneinander befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemütern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmut und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Wert, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen als den *Subalternen* wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt.“

»Hier ist also wirklich ein einzelnes lebendiges Kunstwerk – die damals massenhaft gedichteten Kodrusse, Philotasse und wie die sich opfernden Könige alle heißen mögen, sind vergessen – das Friedrich dem Zweiten etwas verdankt und dem Goethe deswegen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen möchte. Er denkt dabei besonders an den Inhalt, denn der Sieg der Lessingschen Form war ja, wie Goethe 1809 Falk gegenüber aussprach, gegen Friedrich II. und die Franzosen errungen. Bei der inhaltlichen Güte und der vollendeten Form der „Minna“ ist es um so erstaunlicher, daß dieses Werk, wie mit Unfruchtbarkeit geschlagen, keine lebenskräftige Nachfolge erwecken konnte, weil Deutschland doch das Land der Nachahmungen zu seinscheint; Goethe sagt, auch in „Dichtung und Wahrheit“: „Es ist nicht wunderbar, aber es erregt doch Verwunderung, wenn man bei Betrachtung einer Literatur, besonders der deutschen, beobachtet, wie eine ganze Nation von einem einmal gegebenen und in einer gewissen Form mit Glück behandelten Gegenstand nicht wieder loskommen kann, sondern ihn auf alle Weise wiederholt haben will.“ Zwar ergoß sich ein Strom von „Abgedankten Offizieren“, und Husarenmajore wurden die

Lieblinge der preußischen Bühne; aber das deutsche Lustspiel blieb ungeboren. Was könnte man auch hoffen in dieser preußischen „nation“, in der es für schicklich galt, den Geist der „Minna von Barnhelm“ dadurch zu würdigen, daß man sie in Berlin aufzuführen verbot. Nachdem Lessing Berlin entrüstet verlassen hatte (vgl. oben S. 233 — 34 und 119), um am Hamburger Nationaltheater sein Glück zu versuchen, mußte er sogar von dort berichten (4. VIII. 67!): »Habe ich nun nicht recht, daß man meine Minna nicht aufzuführen wagen würde? Hier ist sie auf Ansuchen des Herrn von Hecht (des Vertreters von Preußen) zu spielen verboten, und dieser sagt, daß er den Befehl dazu von Berlin erhalten.«

Hegemann: »Warum wurde Lessing in Berlin verfolgt?«

Manfred: »Darauf muß Ihnen der Historiograph Preuß antworten, der uns Band II, S. 372f. folgendes schreibt:

„Eine besondere Erwähnung verdient die große Unzufriedenheit und das viele Unglück, welches (nach dem Kriege) die Verabschiedung der zahlreichen Freikorps veranlaßte... Seine Zufriedenheit mit den Leistungen der Freikorps spricht der König vielfach in der Geschichte des Siebenjährigen Krieges aus; am deutlichsten beim Ausbruche des bairischen Erbfolgekrieges (1778), wo er wieder Freikorps bilden ließ, zum Beispiel durch den Grafen Haerd, dessen Freikorps trotz seiner ausnehmenden Tapferkeit gegen das Versprechen des Königs auch 1779 wieder aufgelöst wurde... Offiziere und Gemeine irrten 1763 und 1779 hülflos umher; die Chefs und Stifter der ausgezeichneten Freikorps aber: von Kleist, Graf Haerd, Quintus Icilius und andere Ehrenmänner, fanden sich durch diesen harten Schlag sehr tief gekränkt.“

»Am 5. März 1763 spottet d'Argens in einem Brief an den König über die schlechte Behandlung des Freikorps Quintus Icilius. In seiner Antwort (10. III.) entschuldigt sich der König mit seiner schwierigen „Lage“ und tröstet sich mit den niederträchtigen Worten: „Ich verabschiede die

Eingebornen und behalte alle Ausländer“ (so daß er beide für seinen nächsten Krieg wieder zur Hand hat!). Ist nicht all dies sehr bedeutsam für die Beurteilung Lessings?!

Der mißhandelte Tellheim-Icilius war sein Freund, derselbe, von dem Goethe sagt, daß er sich beim König „etwas herausnehmen durfte“, und der es deshalb gewagt hat, seinen Freund Lessing dem widerstrebenden Könige zweimal als Bibliothekar zu empfehlen. Der Witwe des Icilius galt einer der wenigen Besuche, die Goethe in Berlin gemacht hat. Preuß' Bericht über Friedrichs Wortbruch gegen seine Freikorps läuft folgendermaßen weiter:

»„Da Lessing diesen empfindlichen Gegenstand in seiner Minna von Barnhelm leise berührt hatte, fand die Auf-führung dieses Lustspiels 1768 (?) viele Schwierigkeiten in der Hauptstadt.“ Schreit das nicht zum Himmel? Lessing hatte in seiner „Minna“ den wortbrüchigen König in einen guten König um-idealisiert; das heißt Lessing versuchte mutig die „Riesenarbeit der Idealisierung des Charakters Friedrichs II.“, vor der Schiller später zurückschreckte. Und zum Dank dafür fand Lessings Stück „viele Schwierigkeiten in der Hauptstadt,“ die wegen angeblicher, das heißt also friderizianischer Pressefreiheit berühmt wurde. Kann man so etwas ohne Empörung lesen?«

Hegemann: »Vergessen Sie nicht, der König war zu arm, als daß er sein Wort hätte halten können.«

Manfred: »Der Kgl. Historiograph Preuß berichtet aber (II, 387 und I, 273), daß Friedrich II. gleich nach dem Siebenjährigen Krieg zweiundzwanzig Millionen Thaler für sein völlig überflüssiges „Neues Palais“ und später (1771) sogar ganze 244 300 Thaler für ein Militairwaisenhaus ausgegeben hat. Und Preuß berichtet auch (III, 367): „Lessing schrieb sein Meisterwerk (die Dramaturgie) in Hamburg, wohin er sich aus Verdruß wandte, als seine ‚Minna‘, welche nachher als ein wahres preußisches Nazionalstück angesehen wurde, in Berlin nicht gleich gegen werden bedurfte.“«

Hegemann: »Nicht gleich? also später wurde es doch gegeben?«

Manfred: »Ja, hurrah, „Minna“ wurde aufgeführt, in Berlin und – in französischer Sprache! »*Minna de Barnhelm*«! in Berlin! Als Übung für ein Mädchenpensionat? Nein, auf der ersten Bühne der Hauptstadt für die „Gebildeten“ Berlins! In dieser lächerlichen Verirrung zeigt sich der wahre Einfluß Friedrichs II. auf die preußische Literatur! Goethe erwähnt nicht die Absage, die Lessing, nach näherem Bekanntwerden mit dem friderizianischen Preußen, an Friedrich II. ergehen ließ, das Ärgerliche: „Was hätte ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen?““ Goethe sagt nur: „Lessing ... knapp in der *Minna*, lakonisch in der *Emilia Galotti*, kehrte erst später zu einer heiteren Naivität zurück.“ Was die Abkehr von Friedrich II. betrifft, beschränkt sich Goethe darauf, seine eigene zu schildern:

»„Und so rückte nach und nach der Zeitpunkt heran, wo mir alle *Autorität* verschwinden und ich selbst an den größten und besten *Individuen*, die ich gekannt oder mir gedacht hatte, zweifeln, ja verzweifeln sollte. Friedrich II. stand noch immer über allen vorzüglichen Männern des Jahrhunderts in meinen Gedanken, und es mußte mir daher sehr befremdend vorkommen, daß ich ihn so wenig vor den Einwohnern von Leipzig als sonst in meinem großväterlichen Hause loben durfte. Sie hatten freilich die Hand des Krieges schwer gefühlt,<sup>2</sup> und es war ihnen deshalb nicht zu verargen, daß sie von demjenigen, der ihn begonnen und fortgesetzt, nicht das Beste dachten. Sie wollten ihn daher wohl für einen vorzüglichen, aber keineswegs für einen großen Mann gelten lassen. Es sei keine Kunst, sagten sie, mit großen Mitteln einiges zu leisten; und wenn man weder Länder, noch Geld, noch Blut schone, so könne man zuletzt schon seinen Vorsatz ausführen. Friedrich habe sich in keinem seiner Pläne und in nichts, was er sich eigentlich vorgenommen, groß bewiesen. Solange es von

ihm abgehungen, habe er nur immer Fehler gemacht, und das Außerordentliche sei nur alsdann zum Vorschein gekommen, wenn er genötigt gewesen, eben diese Fehler wieder gutzumachen; und bloß daher sei er zu dem großen Rufe gelangt, weil jeder Mensch sich dieselbige Gabe wünsche, die Fehler, die man häufig begeht, auf eine geschickte Weise wieder ins gleiche zu bringen. Man dürfe den Siebenjährigen Krieg nur Schritt vor Schritt durchgehen, so werde man finden, daß der König seine treffliche Armee ganz unnützerweise aufgeopfert<sup>1</sup> und selbst schuld daran gewesen sei, daß diese verderbliche Fehde sich so sehr in die Länge gezogen. Ein wahrhaft großer Mann und Heerführer wäre mit seinen Feinden viel geschwinder fertig geworden. Sie hatten, um diese Gesinnungen zu behaupten, ein unendliches Detail anzuführen, welches ich nicht zu leugnen wußte und nach und nach die unbedingte Verehrung erkalten fühlte, die ich diesem merkwürdigen Fürsten von Jugend auf gewidmet hatte.“ Als Goethe dies schrieb, stand er im Dienste eines schwachen Fürsten, der mit dem übermächtigen Friedrich nahe verwandt war.

»Klarer konnte Goethe doch wohl kaum sagen, warum seine knabenhafte Verehrung für „diesen merkwürdigen Fürsten“ erkaltet ist. Wenn Goethe „Dichtung und Wahrheit“ fortgesetzt hätte, würde er vielleicht diesem Bekenntnis erläuternd hinzugefügt haben, was er etwa von Schillers Plänen, eine Frideriziade zu dichten, wissen mochte, die in dem verzweifeltsten Ausruf Schillers endeten: „Friedrich II. ist kein Stoff für mich... Ich kann diesen Charakter nicht lieb gewinnen; er begeistert mich nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisierung an ihm vorzunehmen“, — übrigens eine Bemerkung, die auffallend an Voltaires Ausruf erinnert: „*je ne peux en conscience aimer Luc: ce roi n'a pas une assez belle âme pour moi*“. Aber Goethe will ja nur die geschichtliche Entwicklung der deutschen Literatur in seiner eigenen Jugendzeit schildern; so berichtet er denn,



wer die Geister waren, die den Deutschen eine Literatur schufen, bevor und nachdem sich Friedrichs II. Einfluß in Gleim, Ramler und der einsamen Minna von Barnhelm erschöpft hatte. Darüber wird Goethe ganz ausführlich:

»„Gellerts Schriften waren lange Zeit schon das Fundament der deutschen sittlichen Kultur“ ... „Nun sollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich seine eigenen Verhältnisse selbst schüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde. Alles traf in Klopstock zusammen, um eine solche Epoche zu begründen ... Ernst und gründlich erzogen, ... wendet er sich, im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Innern, gegen den höchsten denkbaren Gegenstand. Der Messias, ein Name, der unendliche Eigenschaften bezeichnet, sollte durch ihn aufs neue verherrlicht werden. Der Erlöser sollte der Held sein, den er durch irdische Gemeinheit und Leiden zu den höchsten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles, was Göttliches, Englisches, Menschliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anspruch genommen.“

»Friedrich II. hätte sich sicher schnöde bedankt, etwas mit der Messiadie zu tun zu haben. Klopstocks Messiadie steht ganz unter Miltons Einfluß. Als Friedrich II. im Siebenjährigen Kriege klagte, keine Zeit mehr für die innere Verwaltung Preußens zu finden,<sup>1</sup> und statt dessen eine vierzehn Druckseiten lange Epistel an den englischen Gesandten reimte, beglückwünschte er ihn zwar zu der Weisheit, mit der die Engländer die Tyrannei der Könige einschränkten, aber er versicherte auch, zehn Jahre nach Erscheinen der Messiadie, daß er gern „die Engel und Teufel dem bizarren Schriftsteller Milton als unerschöpfliche Gegenstände“ überlasse. Was dagegen für Goethe und seine Schwester Klopstocks Messiadie von frühster Jugend bedeutete, hat Goethe in einem früheren Buche von „Dichtung und Wahrheit“ lebendig geschildert. Über die Bibel, deren Verspot-

tung man ohne zu übertreiben Friedrichs II. Lieblingsunterhaltung nennen könnte, sagt Goethe: „Ich für meine Person hatte sie lieb und wert; denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Weise wirksam gewesen.“—Wenn Goethe sagt: „fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig“, meint er in der Tat die Bibel und nicht die Größe Friedrichs II., wie die preußischen Geschichtschreiber und Germanisten gerne interpolieren möchten. Um zu ermessen, wieviel größere Bedeutung als die Großtaten Friedrichs II. die biblische Überlieferung nicht nur für Gellert, Klopstock und Goethe, sondern überhaupt für die Literatur und die sittliche Bildung der Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts gehabt hat, muß man sich daran erinnern, wie selbst der aufklärungsfreundliche Lessing sein Bedauern darüber aussprach, daß das schlechte Beispiel eines Zynikers auf dem Throne im Volk die Achtung vor Heiligkeit und Religion untergraben und daß das von oben gestützte „rationalistische Berlinertum“ allenthalben schlimme Früchte reifen werde. Aber es gab in der deutschen Literatur auch weniger auf der Bibel fußende Mächte als Gellert, Klopstock und Goethe. Goethe fährt fort:

»„Ganz ohne Frage besaß Wieland unter allen das schönste Naturell... Wie manche seiner glänzenden Produktionen fallen in die Zeit meiner akademischen Jahre.“ Und dann schildert Goethe ausführlich den Einfluß Wielands.

»Kurz, mir scheint, die so oft behaglich angeführte Bemerkung Goethes über den „ersten wahren und höheren eigentlichen Lebensgehalt“ will sagen, daß die friderizianischen Kriege zwar Dichterlingen vom Schlage der Gleim und Ramler und Karschin einen höheren Gegenstand lieferten als das Lustlager des Königs von Sachsen oder die Nachahmung Anakreons, daß diese Kriege an Bedeutendem nur

die „Minna von Barnhelm“ anregen konnten, die aber im Berlin Friedrichs II. zum geistigen Tode verdammt war; so daß „das Dichtergenie sich seine eigenen Verhältnisse selbst schuf und den Grund zu einer unabhängigen Würde legte“. So Goethe; und Schiller sang:

*Rühmend darfs der Deutsche sagen,  
Selbst erschuf er sich den Wert.*

»Warum das verkleinern wollen!? Und wenn Sie etwa der Schwabe Schiller in seiner Bescheidenheit nicht überzeugt, so lassen Sie sich vom Preußen Ernst Moritz Arndt aus Rügen versichern: „Man tut Friedrich II. zuviel Ehre, wenn man von Berlin das teutsche Licht und jedes edlere Streben ausgehen läßt... Nein, vom Süden und aus der Mitte Germaniens kam teutsche Kunst und jede edlere Bildung. Geh nach Schwaben und nach dem Rheinstrom, da klingen dir die Namen der höheren Genien Germaniens entgegen; manche kleine Reichsstadt hat Teutschlands edlerer Bildung eben soviel gegeben als der ganze märkische Sand. Es ist auch unmöglich, daß in einem so streng gehaltenen und gespannten Soldatenstaate je das Genialische und Künstlerische aufblühe, was Lebensfröhlichkeit und Gemütlichkeit bei den Menschen will. Die sind in diesen *Klimaten* selten, in diesen Regierungen nie.“ So urteilte Arndt in „Geist der Zeit“ kurz vor der Schlacht bei Jena.«

Hegemann: »Ich gestehe, weder von Gellert noch von Klopstock oder Wieland viel gelesen zu haben; aber ich habe mir von meinen Lehrern versichern lassen, daß auch die Leistungen dieser Schriftsteller nicht möglich gewesen wären, wenn nicht hinter ihnen, gleichsam überirdisch, Friedrich der Große gestanden hätte, der die Würde und Selbstachtung der Deutschen begründete, aufrichtete, stärkte und zum Siege führte.«

Manfred: »Ich weiß es. Wieland hat gesagt: „König Friedrich ist zwar ein großer Mann, aber vor dem Glücke, unter

seinem Stocke, *sive* Zepher, zu stehen, bewahre uns der liebe Gott!“ und daraus leiten die preußischen Hochschullehrer das Recht ab, im „Rossbach der Deutschen“ die *Hippokrene* sogar der Wielandschen Muse zu sehen. Mir aber scheint, dieser Bach fließt bei näherer Betrachtung so trübe, daß Friedrichs II. Bewunderer gut daran täten, etwas Besseres zu finden. Aber nehmen Sie die *Messiede*, wo Zweifel ausgeschlossen sind: die über alles wichtigen zehn ersten Gesänge erschienen zwischen 1748 und 1755, also lange bevor durch die wundertätige Schlacht von Rossbach Friedrichs des Großen französisches Gedicht auf die französischen Hintern in die Pornographie<sup>1</sup> und „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie“ kam. Der voreilige Klopstock dichtete also sein größtes Werk zu einer Zeit, der noch Friedrich II. nur als Parteigänger der Franzosen bekanntgeworden, und — mehr als das — in einer Zeit, der Friedrich II. als die Ursache der unerhörtesten Demütigung Deutschlands bekanntgeworden war: denn es war doch nur Friedrich II. gewesen, der es 1742 dem Marschall Belle-Isle, dem Vertreter Frankreichs bei der Wahl des deutschen Kaisers, möglich gemacht hatte, nicht nur wie ein deutscher Kurfürst mitzuwählen, sondern als der mit prunkender Anmaßung auftretende Drahtzieher der kaiserlichen „Marionette“ zu erscheinen. „Marionette“ nannte Friedrich II. einmal selbst seinen bayrischen Kaiser Karl VII., den Ludwig XV. fast gleichzeitig zum französischen Generalleutnant und zum deutschen Kaiser ernannte und der seine Krone nur der Zügellosigkeit verdankte, mit der sich unter Friedrich II. „der preußische Partikularismus gegen das gesamtdeutsche Gemeinwesen auflehnte“, wenn ich mich des denkwürdigen Ausdrucks wieder bedienen darf, den Bismarck geprägt hat. Bismarck nannte diese Auflehnung „schädlich und gefährlich“; er sah in ihr keine große deutsche Tat, die der Würde der Deutschen auf die Beine half. Wenn

wirklich die preußischen Verehrer Friedrichs II. zu behaupten wagen, daß diese „schädliche und gefährliche“ Tat ihres großen Königs den Milton-begeisterten Abiturienten von Schulpforta mit der sittlichen Würde erfüllte, die er brauchte, um seine *Messiade* zu beginnen:

*Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,*

dann müßte man zweifelnd fragen:

*Aber, o Tat, die allein der Allbarmherzige kennet,*

*Darf aus dunkler Ferne sich dir auch nahen die Dichtkunst?*

»Aber ich bin vielleicht ungerecht. Die Haltung der preußischen Geschichtschreiber verdient wahrscheinlich Bewunderung; man könnte sie goethesch nennen. Denn Goethe hat zwar gewarnt: „Der Patriotismus verdirbt die Geschichte“, aber er hat auch bemerkt: „Wer die höchste Gewalt besitzt, hat recht; ehrfurchtsvoll muß man sich vor ihm beugen“, und „Die geschriebene Geschichte ist ein großer Euphemismus“. Das soll doch wohl heißen: Die Dichter und Gelehrten eines Volkes haben die Pflicht, ihm seine Vergangenheit genießbar zu machen. — Doch ist man manchmal versucht zu fragen, ob die preußischen Geschichtschreiber in ihren Schlußfolgerungen aus Goetheschen und verwandten Lehren nicht zu verwegen und ob sie nicht in Gefahr sind, die Behauptung de Maistres zu beweisen, daß „die Geschichtschreibung eine dauernde Verschwörung gegen die Wahrheit“ sei. Wie dem auch sein mag, Ottokar Lorenz hat recht, wenn er sagt: „Der uns heute manchmal vorgezeigte Friedrich der Große sieht wirklich anders aus als der Goethesche“. Jedenfalls ist es lobenswert, daß die preußischen Geschichtschreiber „die Riesenarbeit der Idealisierung“ ihres großen Königs, diese Arbeit, vor der Schiller zurückschreckte, mutig in Angriff genommen haben, und es steht nur zu wünschen, daß die störenden Dokumente, von denen doch wohl unbesonne-

ner- und unnötigerweise viele in den letzten Jahren gar veröffentlicht wurden, möglichst bald vertilgt werden.

»Beim Versuche, eine preußische Literaturgeschichte zu schaffen, stellen sich den Historiographen große Schwierigkeiten in den Weg. Man erinnert sich des Abenteuers des Berliner Professors Erich Schmidt: er versuchte Friedrichs II. Stellung zur deutschen Literatur zu retten und wollte gern Friedrichs Unterhaltung mit Gellert über deutsche Kunst zu einer Quelle preußischen Ruhmes machen. Gellert, der ein bescheidener, vielleicht etwas furchtsamer Mann war, hatte es gewagt, im Gespräch mit Friedrich anzudeuten: „*Des Augustes feront des Virgiles*“. Gellert mag diese kleine Vermahnung des französischen Preußenkönigs für statthaft gehalten haben, weil er ahnen mochte, daß der dreimalige Eroberer Schlesiens in seiner *dissertation* einmal genau dasselbe sagen würde. Aber auch diese bescheidene Kühnheit verzeiht Erich Schmidt dem kleinen Gellert kaum; jedenfalls läßt der große Berliner Professor Friedrich II. „die *lapidare*, wahrhaft niederschmetternde Antwort geben, Sachsen habe ja zween Auguste gehabt“. Man bedenke, wie „*lapidar*“ diese „*Lectio*“ (so nennt es Erich Schmidt) in der Tat gewesen wäre, wenn nicht ungeschickterweise wirklich – wie übrigens der Berliner Professor an anderer Stelle selbst mitteilt – damals die Preußen mit einem „sehr empfindlichen Abstand der Bildung“ hinter den Sachsen zurückgestanden hätten und wenn nicht des Kronprinzen Friedrich Besuche am Hofe des sächsischen Augustus genügt hätten, um den künftigen Preußenkönig auf Lebenszeit zum Nachahmer der damals in Sachsen beliebten barocken Musik und Baukunst zu machen (sehr zum Kummer seiner gepeinigten Baumeister, die, anders als Friedrich, zwischen 1728 und 1786 etwas hinzugelernt hatten).<sup>1</sup>

»Ja, „*lapidar*“, statt unehrbietig und schnodderig, wäre die von Friedrich erteilte „*Lectio*“ gewesen, wenn nicht

die Bahnbrecher der deutschen Literatur, Gellert und Lessing, Sachsen wären; wenn nicht auch der Sachsen-Weimarsche Hofmusikus und Leipziger Musikdirektor, dessen Büste in der Berliner „Siegesallee“ das Denkmal Friedrichs, des großen Förderers der Künste, verherrlicht, ein Sachse wäre; wenn nicht der Bahnbrecher der deutschen Literatur Klopstock, geboren unter der dompropstlichen Herrschaft der schönen Mutter Moritzens von Sachsen, seine wahrlich erstaunliche Erziehung (die Goethe rühmt) auf einer Fürstenschule Sachsens genossen hätte (in Preußen hätte er sie unmöglich erwerben können); wenn nicht Gottsched, den der große Friedrich II. als „den sächsischen Schwan“ angedichtet hat, aus seiner preußischen Heimat geflohen wäre, um sich vor den preußischen Werbern – nach Sachsen zu retten; wenn nicht Winckelmann, ohne den der Aufstieg der deutschen Literatur undenkbar ist, zwar in Preußen geboren, aber entrüstet den Preußenkönig „den Schinder der Völker“ genannt und ausgerufen hätte: „Mein Vaterland ist Sachsen, ich erkenne kein anderes, und ist kein Tropfen preußischen Blutes in mir“; wenn nicht die preußischen Historiographen gern die Worte der Anerkennung wiederholten, die Friedrich II. dem vertriebenen Winckelmann durch nachträgliche auszeichnende Behandlung noch ablockte, nachdem Winckelmann in Sachsen Zuflucht gefunden und berühmt geworden war; wenn nicht trotzdem Friedrich II. zu seinen Vertrauten mit Hohn über die – nicht unbescheidenen – Ansprüche des nach Sachsen geflohenen Winckelmann gesprochen hätte;<sup>1</sup> wenn nicht schließlich noch der junge Goethe, statt andächtig im preußischen Halle zu studieren, zu allererst eine sächsische Hochschule besucht hätte, bevor er sich wieder nicht nach Halle oder Königsberg, sondern nach dem Elsaß wandte, das Friedrichs staatsmännisches Genie kurz vorher den Franzosen gesichert hatte; man braucht nicht daran zu erinnern, daß auch Herder sich nur entfalten

ten konnte, indem er seine ostpreußische Heimat, in der er keinen frohen Tag gehabt hat, mit bitteren Klagen über seine unzureichende Erziehung verließ, um zusammen mit den Reichsstädtern Wieland und Goethe Zuflucht zu finden, nicht in der Hauptstadt Friedrichs II., der der stauenden Welt angekündigt hatte, er wolle Berlin „zum Tempel der großen Männer machen“, sondern in Sachsen-Weimar und – so wollte es die spöttische Weltgeschichte – auch unter einem August, einem kleinen sächsischen, nein, einem großen deutschen August, den gefordert zu haben dem kleinen Gellert die „wahrhaft niederschmetternde Antwort“ Friedrichs des Großen und den Spott des Berliner „Universitäts-Professors“ Erich Schmidt eintrug.

»Die Hoffnung, daß es gelingen könne, alle diese Tatsachen allmählich umzudeuten oder sie als zufällig oder nebensächlich zu beseitigen, gründet sich auf die herzliche Freude, die die Deutschen empfanden, als Friedrich die Franzosen, nachdem er sie wiederholt als Bundesgenossen ins Land gerufen, bei Roßbach auch einmal schlug.«

#### »EXPÉDIENS FRIVOLES« VOR UND NACH ROSSBACH

Manfred fuhr fort: »In seiner *l'Histoire de mon temps* spottet Friedrich weidlich über den Kurfürsten von Hannover, der die Franzosen 1743 bei Dettingen besiegte und sich nach der Schlacht nicht dagegen wehrte, als man ihm einen Lorbeerkrantz an den Hut steckte. Friedrich II. hatte guten Grund, einen Sieg über die Franzosen zu verspotten; über diese selbe Schlacht von Dettingen grollte Rousseau in der Neuen Heloise: „Der französische Soldat ist so leichten Kaufs zu übermeistern, wenn er von Hofschranzen befehligt wird, die er verachtet, und das kommt so oft vor, daß man nur der Hofränke und der Gelegenheit warten darf, um das tapferste Volk des Festlandes zuverlässig zu



besiegen“. Die Unfähigkeit der französischen „*generaux timides et sans nerf*“ war oft die Zielscheibe friderizianischen Spottes. Immerhin war es nicht der Kurfürst von Hannover gewesen, der die Franzosen ins Land geholt hatte; warum ist also der Ruhm als Vorkämpfer der Deutschen, den Friedrich II. bei Roßbach durch das anderthalbstündige Gefecht gegen anerkannt unfähige Generale erwarb, besser als die von Friedrich verspotteten Lorbeeren des Kurfürsten von Hannover? Weil die „zahme Schlacht“ bei Roßbach (so nannte sie Friedrich selbst) die Überlegenheit einheitlicher Heeresführung über die Zerfahrenheit zankender Generale, weil sie die Überlegenheit des preußischen Prügeldrills über die alte, mehr landsknechtmäßige Fechtweise in so lächerlicher Deutlichkeit vor Augen führte? Es war gar lustig, die Berichte anzuhören, wie die verblüfften Haufen der Reichsarmee und der Franzosen davongelaufen waren.

»Wie der Sieg von Roßbach zu verstehen ist, darüber hat uns Friedrichs II. „Lieblingsschwester“ Wilhelmine in ihrem Briefe vom 11. September 1757, also schon kurz vor der Schlacht eindeutigen Aufschluß gegeben. Sie schilderte den Anmarsch der Reichsarmee (die dem neuen preußischen Prügelexercitium<sup>1</sup> noch ebensowenig gewachsen war wie die Franzosen vor 1792) folgendermaßen:

»„Die zweite Kolonne der Reichsarmee hat uns ein recht lächerliches Schauspiel gewährt. Sie befand sich letzten Donnerstag (8. September) in den *Defileen* nach Koburg zu, als ein jüdischer Heereslieferant mit verhängten Zügeln angesprengt kommt und schreit: ‚Die Preußen sind da! Die Preußen sind da!‘ Sofort schneiden die Bauern die Stränge der Pferde durch, spannen die Ochsen aus und retten sich auf die Berghöhen. Ein Teil der Truppen nimmt Reißaus, ein anderer zieht sich heulend auf eine Anhöhe zurück. Die Protestanten rotten sich zusammen und rufen: ‚Es lebe der König von Preußen, unser Erlöser!‘ Schließ-

lich hat man die Bauern mit Peitschenhieben gezwungen, die Wagen aus dem Hohlweg herauszuziehen. Man hat die Truppen wieder versammelt und sie bunt durcheinander wie eine Hammelherde auf Meiningen rücken lassen. Die Württemberger, die gleichfalls im Marsch waren, haben kehrtgemacht.“

»Ein paar Wochen später, bei Roßbach, übernahm dann Friedrich II. die Rolle des von Wilhelmine geschilderten „jüdischen Heereslieferanten“, und alle Welt lachte über den Spaß.«

Hegemann: »Wie ungerecht Sie sind! Die panische Flucht der Feinde war doch nur möglich, weil selbst ein Heereslieferant furchtbar wird, wenn man vor dem Geiste des großen Königs zittert.«

Manfred: »Sie meinen, die Preußen mit oder ohne „Geist des großen Königs“ hätten nicht genau so gut verstanden, daß Ausreißen das Vernünftigste in derartig verrückten kabinettspolitischen Kriegen ist? Als Friedrich II. seinem wirklich hochverdienten General von Wobersnow geschrieben hatte, er sei „ein *mediocrer* General, der betrunken, die Armee nicht toller kommandieren könnte“,<sup>1</sup> und als statt des abgesetzten, die Schlacht widerratenden Wobersnow der von Friedrich eigens ausgewählte „*Dictator*“ von Wedell bei Kay am 23. Juli 1759 von den Russen jämmerlich geschlagen worden war, tröstete sich der „Geist des großen Königs“ über seine Urteilslosigkeit mit dem Brief an Wedell: „mihr hat es geahnet, das Ding würde Schief gehen... die Leute wahren verblüft... nur mehr nicht daran gedacht... es ist Seine Schuld nicht, das die Schurken So schendlich davon Laufen“. Und wie war es denn bei Kunersdorf oder selbst einem „Sieg“ wie Zorndorf? „Diese Schlacht haben wir nicht gewonnen, sondern erbettelt. Der Sieg ist unser gewesen, weil die Russen ihn nicht wollten“, sagte Friedrich zu de Catt. Er behielt ein gutes Gedächtnis dafür, daß selbst das geprügelte preußische Heer nicht

alle königlichen Fehler mitzumachen fähig war. Als Capitän von Brinken aus dem Regiment Steinwehr um Beförderung bat, verweigerte sie der König mit den Worten: „Sein Regiment ist beständig vohr den Feindt gelaufen, und mus er nothwendig allerwegens mitgelaufen Seindt“. Auch die Invaliden des Regiments Syburg blieben von aller Versorgung ausgeschlossen. Der König entschied: „Bei Zorndorf hat das Regiment gelaufen das ich Sie erst den andern *Tag* zurücke gekriegt habe und bei Kunersdorf seindt Sie nicht acht *Minuten* ins *Feuer* geblieben“. Ähnlich ging es anderen Regimentern. Wenn noch lange nach dem Krieg um Invalidenunterstützung gebettelt wurde, lautere die Antwort des Königs: „Das *Regiment* hat den gantzen Krig gebereneheitert (Bärenhaut!). Solche Leute Kriegen nichts“. Daß viele andere auch nichts kriegten, muß „solcher Leute“ Trost gewesen sein. Der Kgl. Historiograph Preuß (II, 374) beginnt seinen „Panegyrikus“ auf Friedrichs Invalidenfürsorge mit den Worten: „Wir müssen es hier gleich von vorneherein bekennen, daß aus Friedrichs Armee, nach *offizieller* Angabe, im Jahre 1779 noch 3443 unversorgte Invalide vorhanden waren“. Nach *offizieller* Angabe und sechzehn Jahre nach Beginn des „Neuen Palais“!

»Wenn also die Preußen trotz dieser guten Behandlung und trotz der ihnen stets drohenden preußischen Spießruten und in unmittelbarster Gegenwart ihres „großen Königs“ „nicht acht *Minuten* ins *Feuer* zu bleiben“ verstanden, war es sicher ein besonderer Spaß für ganz Deutschland, auch die ungeprügelten<sup>2</sup> Franzosen unter einem neuen Verlegenheitsfeldherrn wie Soubise (der „mediocer“, aber nicht „betrunken“ war) nach anderthalb Stunden einmal „schendlich davon laufen“ zu sehen. Wer aus derartigen Siegen oder Niederlagen Kummer oder Stolz saugt, kommt mir ebenso vernünftig vor wie der Würfelspieler, der sich für ein Genie hält, weil er drei Sechsen geworfen hat. Mir scheint, wer etwas Lachhaftes sucht, kann nichts lächerli-

cheres finden als die preußische Prügel-*Disziplin*, die auch den Generalen in die Knochen gefahren ist. Dank dieser *Disziplin* vermochte bei Maxen der preußische General Fink („von dem Friedrich gesagt, daß er ein zweyter Turenne werden würde“) dem ihm untergebenen General Wunsch auf Verlangen der Österreicher den Befehl zur Rückkehr in — österreichische Gefangenschaft zu geben. Und der preußische General Wunsch, der sich mit 1800 Reitern ins Freie gerettet hatte, kam pflichtschuldig zurück und streckte die Waffen. Ist das nicht noch lustiger als Roßbach? Aber Roßbach ist bekannter geworden.

»Über Roßbach lachte man besonders in den Straßen von Paris, wo die Partei der Frommen das Volk gegen Ludwig XV. und Frau von Pompadour aufhetzte, und wo Friedrich II. nach der Schlacht von Roßbach als Alexander gefeiert und „der Große“ genannt wurde. Man feierte Friedrich erst recht in London als den „Großen“, denn er hatte sich den Engländern wirklich sehr nützlich gemacht. Und Deutschland feierte mit! Man lachte über die Schlacht bei Roßbach, wie man später über den Schuster von Köpenick gelacht hat, und für diesen Scherz waren die in Bedrängnis geduldigen Deutschen auch dann noch zum Dank bereit, als Friedrich II. längst wieder Verbindung mit den Franzosen angeknüpft und sein altes Bündnis gegen Deutschland zu erneuern versucht hatte. Die Deutschen, aber nicht alle, lachten sogar auch dann noch dankbar weiter, als Friedrich, der große Befreier Deutschlands, bereits in gerechter Entrüstung und, wie er sich ausdrückte, „zur Vergeltung der grauenhaften, von den Franzosen verübten Plünderungen“ seinem Bruder *Henri* und Marschall Keith am 22. und 23. Januar 1758 Erlaubnis gegeben hatte, künftig plündern zu lassen, zwar nicht in Frankreich, aber wenigstens in Sachsen. Goethe erzählt in „Dichtung und Wahrheit“ von der *unfritzischen* Gesinnung der Sachsen, und diese unseligen Sachsen hatten Gründe. Der greise Prinz

Eugen hatte 1734 Gelegenheit gefunden, sich über die schamlosen Ausschreitungen zu erregen, die sich die preußischen Truppen unter den Augen ihres Kronprinzen in deutschem Freundesland zuschulden kommen ließen. 1758 behandelten die Preußen Sachsen als Feindesland, und kein Prinz Eugen vermochte sie vor den vom Preußenkönige genehmigten Plünderungen zu schützen.«

Hegemann: »Was Goethe nach seinem Leipziger Aufenthalt über das „Erkalten“ seiner Verehrung für Friedrich den Großen berichtet, scheint mir sehr bedenklich. Ich glaube man müßte untersuchen, ob er nicht das Opfer übertriebener sächsischer Schilderungen von preußischen Kriegsgreueln geworden ist.«

Manfred: »Berichte über Kriegsgreuel sind immer mit Vorsicht aufzunehmen, vor allem deswegen, weil leider immer etwas Wahres daran ist. Die Wahrscheinlichkeit wächst, wenn die schmähhchen Berichte nicht von der mißhandelten, sondern von der mißhandelnden Partei stammen. Wenn gar ein Mitkämpfer wie der preußische Hauptmann von Archenholtz in seiner in Preußen klassischen „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“ die Leiden der Sachsen schildert und ausdrücklich hinzufügt, daß er Augenzeuge war, dann werden die Verehrer friderizianischer „Humanität“ nur schwer glaubhaft machen, es sei zu viel statt zu wenig gesagt worden. Archenholtz berichtet über das Schicksal der Stadt Leipzig während der preußischen Besetzung 1760—61 unter anderem folgendes:

»„Die Stadt Leipzig mußte für ihre Vaterlandsliebe hart büßen. Die Einwohner hatten gewünscht, die Reichs-Truppen als Bundesgenossen ihres Königs in ihren Mauern zu behalten, und diesen Wunsch laut geäußert. Man wollte sie dafür bestrafen... Ungeheure Geldsummen sollten bezahlt und unermessliche Lieferungen an Landeserzeugnissen gereicht werden. Der Magistrat... berief sich auch auf die schriftlichen Versprechungen des Königs, die die-

sen Lieferungen ein Ziel setzten, welches man jetzt überschreiten wollte. Dies Ziel war eine Geldsteuer von 500 000 Reichsthalern gewesen, die man abgetragen hatte. Die Vorstellungen aber halfen nichts; und da man fortfuhr, sich zu sträuben, wurden gewaltsame Mittel gebraucht... Die vornehmsten obrigkeitlichen Personen und die reichsten Kaufleute wurden ins Gefängnis geworfen und wie Missethäter behandelt. Man sperrte sie aufeinander gehäuft in Behältnisse ein, wo sie auf dem Stroh lagen. Die gemeinsten Bequemlichkeiten fehlten hier. Keine Betten, keine Stühle, keine warmen Speisen wurden ihnen erlaubt. Anfangs hatten hundert und zwanzig dies Schicksal. Es dauerte aber nur zehn Tage, sodann ließ man sie los, bis auf siebzehn der Vornehmsten, die vier Monat lang im Kerker aushalten mußten... Sie lebten in gezwungener großer Unreinlichkeit, und hatten lange Bärte wie die Juden. „Nun, ihr Hunde! wollt ihr bezahlen?“ war der gewöhnliche Morgengruß des Steuermeisters, der seine besonderen Vorteile bey dieser grausamen Behandlung fand.“ Verehrer Friedrichs II., wie Delbrück und Lehmann, schwören darauf, daß ihr großer König Sachsen erobern wollte.<sup>1</sup> Auch die Gelehrten, die das bezweifeln, werden zugeben müssen, daß Friedrich II. in Sachsen wenigstens „moralische Eroberungen“ machte. Archenholtz stand bei der Mißhandlung der Leipziger mit seiner sittlichen Entrüstung vielleicht mehr auf Seite der männlichen Preußen als der unmännlichen, mitten im Frieden überfallenen Leipziger. Wenigstens schreibt er weiter:

»„Personen, die des größten Wohlstandes gewohnt waren, mußten sich mit den gröbsten Nahrungsmitteln begnügen, ihre durch die Üppigkeit des Zeitalters verzärtelten Leiben auf der harten Erde herumwälzen, und einen heimlich zugestreckten Suppentopf als eine Beute betrachten.“

»Wenn Archenholtz derart berichtet, wie wenig „die schriftlichen Versprechen des Königs“ Friedrich II. wert

waren und welche Behandlung seine eigenen Landsleute einer überfallenen neutralen Stadt angedeihen ließen, dann darf man sich nicht wundern, daß auch über das Verhalten der feindlichen Österreicher oder gar Franzosen und Russen grauenhafte Berichte umliefen, an denen sicher nur allzuviel Wahres war. Was ist denn Krieg anders als Erziehung zur Bestialität? Umso überraschender wirkt dann, wenn man bei Archenholtz Zugeständnisse findet wie Folgendes über die Erstürmung des preußischen Schweidnitz (1761) durch den österreichischen General Loudon. Archenholtz schreibt:

»„Loudon hatte in einer förmlichen Anrede seinen Truppen die Plünderung der Stadt untersagt, und ihnen dafür eine Belohnung von 100 000 Gulden versprochen. Die Wallonischen Grenadiere erwiderten durch einmütigen Zuruf: ‚Führen Sie uns nur an, Ruhm zu erwerben. Wir wollen kein Geld!‘... Nach dreistündigem Sturm... war die Festung erobert... ohne eine vorhergegangene Belagerung... Die versprochenen 100 000 Gulden statt der Beute waren Ursache, daß der Unordnung zum Teil gesteuert wurde. Die Plünderung dauerte vier Stunden... bis die menschenfreundlichen Bemühungen des Fürsten von Lichtenstein und des Grafen von Kinsky, die endlich mit Reiterei in die Stadt drangen, dem Unwesen mit Nachdruck ein Ende machten. An diesen Ausschweifungen nahmen jedoch die russischen Grenadiere keinen Anteil. Diese Krieger gaben hier ein ebenso unerwartetes als ruhmwürdiges Beispiel; sie setzten sich auf den erstiegenen Wällen ruhig nieder, und ein jeder blieb bei seinem Gewehr.“ So berichtet Archenholtz. Da der Siebenjährige Krieg aber ein „Ruhmesblatt“ in der preußischen, nicht in der russischen Geschichte sein soll, muß man das Verhalten der unter endloser Weiberherrschaft vertierten Russen wohl als Nachahmung „preußischer Manneszucht“ bezeichnen?

»Auch von dem Wüten der Franzosen gibt Archenholtz

grauenhafte Berichte, die wahrscheinlich nur zu viel Wahres enthalten. Um so überraschender wirkt es dann wieder, wenn er von der französischen Besetzung Bremens durch die Franzosen schreibt: „Der Marquis von Armentières milderte der Stadt durch sein edelmütiges Betragen und gute Manneszucht das Unangenehme ihrer Lage sehr.“ Ähnlich berichtet W. L. Manger in seiner „Baugeschichte von Potsdam“ (Berlin, 1789; I. 248): „Potsdam ward ebenfalls vom 11. bis 14. Oktober 1760 mit österreichischen Truppen unter Befehl des Generals Esterhazy besetzt; hier aber nichts weder im Schlosse in der Stadt noch zu Sans Souci geplündert oder beschädigt.“

»Man sieht daraus, daß sogar noch in der zweiten Hälfte des furchtbaren Siebenjährigen Krieges Großmut und Manneszucht möglich waren. Um so grauenhafter wirken die Berichte über das Wüten Friedrichs des Großen, der die drei Schlesischen Kriege vom Zaun gebrochen und den seine Bewunderer, im Vertrauen auf seine häufig geäußerten, unverbindlichen Redensarten, als einen Vorkämpfer der „Humanität“ feiern möchten. Sie können sich denken, daß die Berichte, die von Nichtpreußen über Friedrichs „Humanität“ gemacht wurden, womöglich noch ungünstiger ausfielen, als die ich Ihnen von dem preußischen Major Archenholtz vorlas. Ich werde Ihnen Proben geben.

»1757 wollte der führende englische Staatsmann Pitt ein Bündnis zwischen Sachsen und Preußen vermitteln, aber Friedrich verwarf den Gedanken. Friedrich hat sich die Erlaubnis zum Durchzug durch sächsisches Gebiet vom König von Sachsen erzwungen, und er erklärte, der Freund des Königs von Sachsen und seines Landes zu sein. Der Racheakt am Grafen Brühl, dessen Schloß Friedrich unter seinen Augen plündern und verwüsten ließ, ist bekannt. Als Friedrich 1760 glaubte, Dresden in zwei bis drei Tagen zurückerobern zu können, erreichte er nichts als die Einäscherung eines großen Teils der Stadt. Angesichts dieser



furchtbaren Verwüstung entschuldigte er sich, er habe seiner Artillerie ausdrücklichen Befehl gegeben, nur auf die Wälle zu schießen; die Stadt sei durch Nichtbefolgung seiner Befehle in Brand gesteckt worden. Den Turm der Kreuzkirche habe er nur deswegen zusammenschießen lassen, weil die Verteidiger auf ihm Kanonen aufgestellt hatten. Als ihm geantwortet wurde, daß auf dem Turme höchstens so kleine Kanonen hätten Platz finden können, als nicht einmal über die eigenen Verteidigungslinien hinaus wirksam gewesen wären, erklärte Friedrich, der Turm sei zum Abgeben von Signalen benutzt worden. Der französische Graf Maranville gab als Augenzeuge an Marschall Belleisle (den Vorkämpfer für ein französisch-preußisches Bündnis in Paris) folgende Erklärung der furchtbaren Verwüstung Dresdens durch König Friedrich: „22. Juli 1760. Als die Ankunft der kaiserlichen Armee Dresden-Neustadt rettete, beschloß der König von Preußen, die Altstadt zu verbrennen, weil er merkte, daß er keine Hoffnung mehr hatte, sie zu erobern.“ Am 21. Juli schrieb Maranville: „Durch glühende Kugeln und Brandgranaten ist die Altstadt beinahe zerstört; gestern hat der König nach der Plünderung der Friedrichstadt auch diese mit Fackeln in Brand stecken lassen. Diese Taten bestätigen, was man schon lange von der schwarzen Seele dieses Fürsten gesagt hat. Derartiges Vorgehen ist unvereinbar mit den Grundsätzen des Krieges oder der Menschlichkeit.“ Am 3. August schrieb Maranville: „König von Preußen hat vor seinem Abzug Befehl gegeben, alle Bäume in den Alleen des großen königlichen Gartens abzuhaufen und so eine der schönsten Promenaden Europas zu zerstören. Zum Beginn des Krieges war eine Anzahl schöner Marmorbilder von hohem Wert in den Pavillons unter Dach gebracht worden. Sie sind herausgeholt und in Stücke geschlagen worden, ebenso wurden die schönen Spaliere und sogar die Orangerie zerschlagen. Ich würde solche Niederträchtigkeiten nicht geglaubt

haben, wenn ich sie nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte.“

»Friedrichs II. unverantwortliches Verhalten erschreckte schließlich selbst einen so bedingungslosen Verehrer des Königs, wie es der englische Gesandte Mitchell war, dessen Meldungen nach London bedenkliche Zugeständnisse enthalten. Am 3. Januar 1761 schrieb Mitchell nach London: „Privat und höchst geheim: Die sehr harte Art, mit der Sachsen behandelt wird, erfüllt mich mit Grauen, obgleich heute der verhängnisvolle Vorwand der Notwendigkeit für diese Maßregeln gebraucht wird, die schon angewandt wurden, bevor diese Notwendigkeit da war.“ Am 7. Januar schrieb Mitchell aus Leipzig: „Ich höre, daß der König von Preußen von der Stadt zwei Millionen Kronen fordert, eine Summe, die ihre Leistungsfähigkeit weit überschreitet, weil viele der reichsten Kaufleute geflohen sind; vorgestern wurden fünfzig oder sechzig Kaufleute verhaftet... Diese Sache wird großen Lärm in ganz Europa machen, denn die Kaufleute wurden vier Tage nach der Eröffnung der Messe verhaftet, obgleich ihnen eine feierliche Erklärung für ihren Schutz und für die Sicherheit der Messe gegeben worden war.“ Am 16. Januar 1761 schrieb Mitchell aus Leipzig: „Die *Kontributionen* aller Art, die Sachsen von den Preußen auferlegt werden, sind ganz ungeheuerlich und überschreiten weit die Leistungsfähigkeit des Landes; viele sächsische Untertanen sind jetzt das Opfer militärischer Vollstreckungen, ebenso vernichtend für das Land wie für die preußischen Offiziere, die die Vollstreckungen vollziehen, und die aufhören, Soldaten zu sein, sobald sie einmal die Annehmlichkeit des Plünderns genossen haben.“ Am 5. Februar 1761 schrieb Mitchell aus Leipzig: „Bei der geplanten und absichtlichen Plünderung des königlich-sächsischen Jagdschlusses Hubertusburg auf Befehl des Königs von Preußen haben sich Dinge von solcher Gemeinheit begeben, daß ich mich wirklich schäme,

sie zu erzählen, aber sie sind zu öffentlich, als daß sie verborgen bleiben könnten. Ich überlasse es den Federn der vergewaltigten Sachsen, sie zu schildern. Diejenigen unter Friedrichs Offizieren, die Ehre im Leibe haben, betrauern im geheimen, was geschehen ist und was sich noch begeben kann... Als ich dem König eine Anspielung auf diese Dinge machte, wurde er zuerst rot, dann ging er auf die Sache ein. Aber es wird keine Wirkung haben, denn Wildheit hat seinen Geist und Grausamkeit sein Herz gepackt.“

»Alle diese Dinge hinderten den König nicht, immer aufs neue seinem Vorleser de Catt gegenüber zwischen dem Vorlesen und Dichten französischer Verse erschütterte Bemerkungen über die Grausamkeit des Krieges zu machen wie: „Ein schöner Ruhm! diese Städte in Asche, verbrannte Dörfer und unglücklich gemachte Einwohner. Reden wir nicht mehr davon. Die Haare stehen mir zu Berge“. Aber diese sittliche Entrüstung des Königs vermochte ihn nicht, auch in seiner nächsten Umgebung den Plünderungen seiner Soldaten Einhalt zu tun. Immer wieder finden sich in dem kurz abgerissenen, immer gleich nach den Ereignissen geschriebenen „Tagebuch“ de Catts Bemerkungen wie: „Man plünderte alles; mein Haus wurde ausgeleert; ich rettete es für anderthalb Stunden vor der Plünderung. Ich ließ einen Mann aus dem Obergeschoß werfen; vergebens, das Haus hatte dasselbe Schicksal wie die anderen“; oder am 4. August 1758: „Man plündert; Aufseher und Knecht. Die Offiziere hindern niemand.“

»Finden Sie nicht, daß eine eigentümliche Übereinstimmung besteht zwischen den vier Berichten, des preußischen Majors Archenholtz, des Großdeutschen Goethe, des Engländer Mitchell und des Franzosen\*. Wollen Sie auch noch

\* Es ist begreiflich, daß während des Weltkrieges diese alten französischen und englischen Berichte über die Menschlichkeit des beliebtesten deutschen Königs in Frankreich und England als angebliche Beweise für die Berechtigung schwerster Beschuldigungen

einen Sachsen hören? Sind Ihnen die Briefe bekannt, die der geistreiche Rabener über das In-Brand-Schießen Dresdens an Gellert und andere schrieb? einer wurde damals bekannt und erregte in ganz Deutschland Aufsehen?

»Rabener hatte in Vorahnung der Brandschatzung seine Habe und seine Manuskripte in zwei getrennt liegenden Häusern untergebracht. Beide wurden verbrannt. An Gellert schrieb Rabener am 9. August 1760: „Auf die Wälle ist wenig geschossen worden, und wer sagt, daß das Feuer eine solche Verwüstung in der Residenz angerichtet und daß auf die Kreuzkirche um deswillen Bomben geworfen worden, weil von dasigem Thurme auf die Belagerer wäre geschossen worden, der spottet noch unseres Elends auf eine grausame Art.“ Einem anderen Freund gab Rabener eine eingehende Schilderung der Brandschatzung, die ihm und vielen anderen alles geraubt hat, die aber von vielen mit Würde getragen wurde: „In einem Winkel saßen einige politische Kannengießler und machten für Daunen einen Operationsplan, wurden aber sehr uneinig, weil sie sich über den kleinen Nebenumstand nicht vergleichen konnten, ob sie den König von Preußen mit seiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen machen, oder nicht lieber alles über die Klinge springen lassen. Ich war fürs letztere, aber ich ward überstimmt. Eine Priesterwittwe kriegte mich immer auf die Seite und zischelte mir ins Ohr: ‚Wir sollten Gott danken! nur der lieben Religion wegen schösse uns der König von Preußen rodt und unsre Häuser in Grund—‘ Aber zum

---

deutscher Ehre hervorgeholt wurden. Näheres findet sich zum Beispiel in *De Frédéric II à Guillaume II.* von A. Chuquet (Paris, 1915,) und (zusammenfassend!) in *The Life of Frederick the Great* von Norwood Young (London 1919). Jede Nation, so hieß es, hat ihre Wüteriche; den Deutschen bleibt es vorbehalten, die »Humanität« eines derartigen Helden zu feiern. Nachdem die Tage der Kriegspropaganda glücklicherweise vorüber sind, ist es jetzt vielleicht an der Zeit, diese ausländischen Behauptungen in Ruhe zu prüfen.

Henker, Madame, was haben meine Perucken mit der Religion zu tun? (denn kurz vorher hatte ich erfahren, daß eine dreyßigpfündige Granade meinen ganzen Apparat von Perucken zerschmettert habe.) „Lassen Sie es gut sein,“ antwortete sie mir, „es wird sich schon geben, danken Sie Gott dafür!—“ Die verwünschte fromme Frau hat mich grausam gepeinigt.“

»Sie verstehen, was ich Ihnen da vorlese, ist keine Übersetzung, wie es alles erträgliche Deutsch ist, das einem von Friedrich II. unter die Augen kommt. Nein, Sie haben hier grammatisch und orthographisch gutes Deutsch von einem Mann, der nur zwei Jahre jünger war als Friedrich II. Aber diese Schlingel von preußischen „Historikern“ behaupten, der „literarisch hochgebildete“ Friedrich war nicht jung oder klug genug, um seine Muttersprache zu erlernen.

»Als Rabener vom Marquis d'Argens mitgeteilt bekam, Friedrich wolle ihn kennenlernen, antwortete Rabener in einem ganz reizenden französischen Brief und stellte die Bedingung, daß es ein Deutscher sein müsse, der ihn dem Könige vorstelle und daß die Unterhaltung in deutscher Sprache geführt werden müsse. „Muß es denn eben ein Franzose seyn, der mitten in Deutschland einen deutschen Autor mit einem deutschen Könige bekannt macht?“, so schrieb Rabener an Gellert. Warum konnte der preußische Friedrich II. nicht ebensoviel Sinn für Würde haben wie der gleichaltrige Sachse Rabener?

»Während die Deutschen Friedrich als Retter von den Franzosen feierten, hatte der große König keinen sehnlicheren Wunsch, als in das französische Bündnis zurückkehren zu dürfen. Gleich nach seinem sogenannten „Siege“ von Lobositz hatte er heimlich wieder mit den Franzosen anzuknüpfen versucht und hatte zur Zeit der Schlacht von Roßbach drei oder vier „Eisen im Feuer“, so nannte er selbst die Friedens- und Bündnisvorschläge, die er hinter dem Rücken seiner englischen Bundesgenossen den Franzosen

machte. Und er glaubte sich des Erfolges dabei so gewiß! Hatte er doch sechs Wochen vor Roßbach dem französischen Oberbefehlshaber Richelieu den schmeichelhaften Brief geschrieben, in dem er sich auf die „sechzehnjährige Bundesgenossenschaft zwischen Preußen und Frankreich“ berief und versicherte: „ich vertraue meine *Interessen* dem Könige, Ihrem Herren, lieber als irgend einem anderen an“. Dem Könige von Frankreich „lieber als irgend einem anderen“, so steht in der Reinschrift; im heute noch vorhandenen Entwurfe des Briefes schrieb Friedrich: lieber als den Mächten „*qui sont ennemies de la Prusse par état*“, was eine andere Form ist, das zu sagen, was Friedrich II. sein Leben lang wiederholt hat, daß nämlich Frankreich und jeder andere Reichsfeind im Kampfe gegen Deutschland auf die preußische Bundesgenossenschaft zählen kann und auf die preußische Bundesgenossenschaft angewiesen ist, und daß deshalb Preußen immer auf Bundesgenossen, immer auf Wiedergeburt, immer auf Größe sicher wird rechnen können. Sicher wenigstens so lange, als Deutschland noch so mächtig ist, daß es sich für seine Feinde lohnt, es durch die Bestechung treuloser Deutscher und des treulosesten Preußen in Schach zu halten. Unter „*ennemie de la Prusse par état*“, also „berufsmäßigen Feinden Preußens“, versteht Friedrich recht eigentlich jeden, der für deutsche Einheit und Macht zu kämpfen wagt. Diesen Abgrund preußischer Staatsweisheit hat Friedrich II. mit besonders behaglicher Ausführlichkeit in seinem Testament von 1752 abgeleuchtet.

»Es gibt allerdings Bewunderer Friedrichs II., die im Friedensangebot an Richelieu einen Geniestreich friderizianischer Staats- und Kriegskunst sehen wollen, weil der so zur Friedensverhandlung aufgeforderte Richelieu hingehalten und verhindert wurde, rechtzeitig zu Soubise zu stoßen, und weil so der Sieg von Roßbach möglich wurde. Das mag sein: aber damit wäre dann ja erwiesen, daß Fried-

richs II. grenzenloses Vertrauen auf seine Unentbehrlichkeit als Bundesgenosse der Franzosen berechtigt war, daß die Franzosen ebensowenig bereit waren wie später die Russen nach der Schlacht von Kunersdorf, diesen stets zum Kampf gegen das Deutsche Reich bereiten König von Preußen zu opfern, und daß in der Tat alles das, was Friedrich selbst seine „*expédiens frivoles*“ vor der Schlacht von Roßbach nennt, und was die meisten Bewunderer Friedrichs zu gerührter Teilnahme bewegt, in der Tat sehr „*frivol*“ war. Wenn Sie Humor in der Weltgeschichte suchen: kann es etwas Lächerlicheres geben als Friedrichs nur zu berechtigtes, heldenhaftes Vertrauen auf den französischen König?, etwas Lächerlicheres als Friedrichs „*expédiens frivoles*“ vor der Schlacht von Roßbach?«

Weder Herr Thomas Mann noch ich konnten sich im Augenblick entsinnen, worum es sich bei diesen „*expédiens frivoles*“ handele. Manfred gab uns nähere Auskunft:

»„*Expédiens frivoles*“ ist das Wort, mit dem Friedrichs *Histoire de mon temps* seine Machenschaften — darf ich so sagen, oder klänge es deutscher, das heißt also höflicher, wenn ich von *intrigues* spräche? — vor seinem einzigen Siege über die Franzosen abtun möchte. Dies Wort gehört zu den Witzen, die Schillers Urteil über dieses Buch Friedrichs II. berechtigt erscheinen lassen. „Die Voltairesche Manier... mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegzuglitschen, ist nicht das Nachahmungswürdigste im historischen Stil... Die Kapriзен, die den großen Friedrich in seinem handelnden Leben regiert haben, haben auch seine Feder redlich geleitet“; so schrieb Schiller 1788 an Körner. Ich glaube, Schiller beeinträchtigt unnötigerweise die Ursprünglichkeit des großen Preußenkönigs, wenn er seine glitschende Manier voltaireisch nennt; Voltaire, der wenig in der ausübenden Politik gestanden hatte, durfte als Geschichtsschreiber mit seinen Witzen eher unterstreichen statt wie Friedrich II. drüberweg zu glitschen. Aber

weit mehr als Schiller mißverstehen die preußischen Geschichtsschreiber ihren Helden, wenn sie die friderizianischen *expédiens frivoles* tragisch auffassen und mit Ergriffenheit statt mit einem witzigen Einfall darüber „hinwegglitschen“ möchten.«

Hegemann: »Der trockene Witz des Königs wird doch oft gerühmt«.

Manfred: »Aber seine feuchteren Reineke-Possen werden vielfach noch mit falscher Würde, mit *Pathos* ausstaffiert. Nehmen Sie hier den allwissenden Lieb-Koser (II, 120), wie er die „*expédiens frivoles*“ Friedrichs verzerrt.«

Manfred griff nach Kosers „König Friedrich der Große“; er hatte wie gewöhnlich die gesuchte Stelle zur Hand und las vor: »„Tief erregt durch das schmerzvolle Schwelgen in seinen dunklen Phantasien ließ Friedrich eines Abends – es war am 22. September – noch in später Stunde seinen Vorleser, den Abbé de Prades, rufen: ‚Ich will Ihnen meine neuesten Verse zeigen, vielleicht die letzten, die ich in meinem Leben gemacht habe‘. Der Abbé las, bald entriß ihm der Verfasser das Gedicht, trug es mit Leidenschaft vor und netzte das Blatt mit seinen Tränen“. Hätte man einen eiteln Winkelschreiber, der seine Verse an den Mann bringen muß, treffender schildern können, als Koser hier seinen großen König schildert? Koser fährt ergriffen fort: „Zu keiner Zeit hat Friedrich so viel Verse auf das Papier geworfen wie in diesen schweren Sommer- und Herbstmonden von 1757“.«

Ich war etwas ungehalten, als ich Manfred entgegnete: »Ich kann Ihnen nicht folgen, wenn Sie die Qual des Königs in seiner höchsten Not lächerlich finden. Koser spricht von der Zeit gleich nach Friedrichs Verlusten von Kollin, Hastenbeck und Mays, nach der Einnahme Berlins und der Niederlage von Großjägerndorf und nach dem Vertrag von Kloster Zeven, durch den er den mächtigen englischen Bundesgenossen zu verlieren fürchtete.«



Manfred: »Ich weiß, ich weiß; es ist die Zeit vor den Siegen von Roßbach, Leuthen und Zorndorf; und bei Hochkirch, Kunersdorf, Maxen und Landshut verlor er dann wieder. Die Preußen haben, trotz ihres seltsam überlegenen, neuen *Exercitiums*,<sup>1</sup> unter Friedrich II. etwa ebenso viele Schlachten verloren, als sie gewannen; es ist eine alte und meist eingehaltene Übereinkunft, daß bei Schlachten immer einer der beiden Gegner gewinnt; der wird dann Sieger genannt. Gerade bei Friedrich II. ist es scherzhaft, wie er verschiedentlich das Schlachtfeld verließ, um sich in Sicherheit zu bringen und um erst nachträglich zu erfahren, daß er die Schlacht „gewonnen“ habe.<sup>2</sup> In dieser Hinsicht wenigstens unterscheiden sich Feldschlachten vom Würfel- oder Börsenspiel; auch kenne ich persönlich Herren, die dabei mehr als 50 vom Hundert Siege zu verzeichnen gewohnt sind, und die nicht weinen und von Selbstmord reden, wenn sie weniger erzielen; und doch sind ihre Einsätze oft größer als der wirtschaftliche Wert des friderizianischen Preußens. Auch Voltaire, dessen geschäftliche Fähigkeiten Friedrich II. in der Einleitung zur *Henriade* rühmt, wäre kein so reicher Mann geworden, wenn er im Börsenspiel so unaufmerksam gearbeitet hätte wie Friedrich II. in seinen blutigen Unternehmungen.«

Dieser Vergleich großer nationaler Kämpfe mit Glücks- oder Börsenspiel schien mir unschicklich. Manfred antwortete mir: »Ich würde diesen Vergleich auch vermeiden, wenn nicht Friedrich II. selbst ihn öfters gewählt hätte. Beim Ausmarsch in den Ersten Schlesischen Krieg sagte er zum französischen Gesandten: „Melden Sie Ihrem Herrn, daß ich sein Spiel spielen und, wenn ich gute Karten kriege, den Gewinn mit ihm teilen werde“. Nach seinem Siege von Friedberg schrieb er an Ludwig XV.: „Ich habe den Wechselbrief eingelöst, den Sie bei Fontenoy auf mich gezogen haben“. Sie sehen, Friedrich II. schreckt vor dem Spiel und der Sprache der Börse nicht zurück. Wenn er

nicht öfter gewann in seinen unvorsichtigen *Spekulationen* — ja, was soll man erwarten von einem Feldherrn, der manchmal auch für die wichtigsten Angelegenheiten nicht gestört werden durfte, weil er täglich — wenn seine Flöte nicht durchs preußische Feldlager hallte — stundenlang Verse machen und vorlesen mußte. Es war wie eine Kolik bei ihm. Erinnern Sie sich der Einzelheiten darüber im Tagebuch seines Vorlesers de Catt?, oder kennen Sie die Notiz, die die Zarin Katherina in ihre Ausgabe von Deninas *Essai* über Friedrich den Großen schrieb, an der Stelle, wo Denina von den „Elegieen“ spricht, die der König während des Krieges gedichtet hat?<sup>1</sup>

»Die Zarin hatte vorher den Besuch des *Prince Henri* empfangen, mit dem Friedrich II. den Einfluß des deutschen Kaisers in St. Petersburg zu bekämpfen versuchte. Die Zarin schrieb dann folgende Anmerkung in ihren Denina: „*Prince Henri* behauptete, daß sein Königlicher Bruder immer solche Verse vorbereitete und in schwierigen Lagen aus der Tasche zog, damit man darüber erstaunen möge, wie er sich doch immer noch genug Geistesgegenwart bewahrt habe, ergötzliche Dichtungen zu verfassen“. Ähnlich sagte Bismarck, dem Derartiges wenig behagte: „Friedrich II. versandte Gedichte aus dem Felde mit der Unterschrift: *Pas trop mal pour la veille d'une grande bataille*“.“ Die Mitteilung Prinz *Henris*, die Auffassung Bismarcks und Friedrichs Briefwechsel zum Beispiel mit Jordan bestätigen überraschend die abenteuerlichen Schilderungen, die sich in de Catts Kriegstagebuch über die Beschäftigung Friedrichs II. zwischen zwei Schlachten finden.<sup>2</sup>

»Reizend ist die Art, wie Voltaire die Selbstmorddrohungen aufnimmt, die Friedrich in Versen und Prosa an Argens und an Schwester Wilhelmine, mit Bitte um Weitergabe an Voltaire, gesandt hatte. Das Verhältnis zwischen Voltaire und „seinem Vasallen Friedrich II.“ — ich benutze den Goetheschen Ausdruck, um den Gedanken etwas zu-

zuspitzen – war ja damals nach der Frankfurter Mißhandlung Voltaires noch sehr getrübt. Aber Voltaire mochte dem „beifallsbedürftigen“ König – so hat Bismarck Friedrich den Großen genannt – sogar die Verwirklichung der schönen Selbstmordgebärde zutrauen. Voltaire sagte: „*l'anecdote est curieuse*“ – aber er scheint doch verstanden zu haben, daß die friderizianische Selbstmorddrohung vor allem für die französische Galerie gedacht war, und er gab sie treulich weiter an Richelieu, Tencin, Argental, Choiseul und andere, für die sie bestimmt war. Der französische Oberbefehlshaber Richelieu hat den Brief Voltaires mit dem Bericht von der friderizianischen Selbstmorddrohung etwa gleichzeitig mit dem Friedensunterhändler Friedrichs II. empfangen. Dieses Zusammentreffen hat wahrscheinlich der Berechnung Friedrichs II. entsprochen. Friedrich wußte wohl, daß Richelieu zu der Partei des französischen Kriegsminister Belle-Isle gehörte, welcher Frau von Pompadours französisch-österreichisches Bündnis gegen Preußen nicht billigte, sondern den Preußenkönig als wertvolle Hemmung deutscher Größe stützen wollte. Richelieu tat denn auch sein Möglichstes, um Friedrichs erschlaffende Lebenslust zu stärken und so Frankreich vor einem unersetzlichen Verluste zu bewahren. Das war vielleicht ein gutes Stück von dem, was Friedrich mit seiner Selbstmorddrohung zu erreichen gehofft hatte.

»Voltaire erfüllte ferner vor allem auch die Bitte Friedrichs II. und seiner Schwester Wilhelmine um Anbahnung weiterer geheimer Friedensverhandlungen zwischen Preußen und Frankreich. Die freundliche Haltung Voltaires gegenüber Friedrichs Friedenssehnsucht läßt sich zusammenfassend in zwei Sätzen ausdrücken, die sich in jenen Jahren in Voltaires Briefen über „Luc“ finden. „Luc“ ist Voltaires Kosenamen für Friedrich II. (Es gibt Freunde Friedrichs, die behaupten, das Wort Luc müsse umgekehrt gelesen werden und stelle dann Voltaires französische An-

spielung auf Friedrichs hinterliche Gedanken dar, wie sie zum Beispiel in Friedrichs Siegeslied nach Roßbach niedergelegt sind).<sup>1</sup>« (Vgl. unten S. 364.)

»„Luc“, schreibt Voltaire 1759, „bleibt immer Luc; bringt nach wie vor sich und andere in Verlegenheiten, setzt Europa in Erstaunen und überschwemmt es mit Blut, macht es arm und macht Verse dazu.“ Aber, so schreibt überredend Voltaire im selben Jahre an einen anderen einflußreichen Pariser Freund, „Luc möchte gern Frieden. Wäre es denn ein so großes Unglück, ihm den zu gewähren und so ein Gegengewicht gegen Deutschland zu bewahren? Luc ist ein Taugenichts, ich weiß es; aber lohnt es, sich zugrunde zu richten, um einen Taugenichts zu beseitigen, dessen *existence* notwendig ist?“ (Voltaire kannte das Geheimnis der „Größe“ Preußens.)

»Ja, der sechzigjährige Voltaire ist bereit, nach England zu reisen, wo er einflußreiche Freunde hat, um für den Frieden zu arbeiten, den er nicht nur als Menschenfreund und französischer Patriot, sondern nicht zuletzt auch als Großgrundbesitzer, Steuerzahler und Kapitalist innig wünscht. Aber nachdem er so seiner Pflicht genügt hat, macht er sich den Spaß, Friedrich zu trösten. „Ich habe die Rache genossen, einen König zu trösten, der mich mißhandelt hat“; und er tröstete mit Humor! Er tat, als nehme er Friedrichs Selbstmorddrohung ganz ernst, und seine Trostbriefe gehören zum Drolligsten, was er geschrieben hat.«

(Aus dieser Andeutung Manfreds sollte sich am folgenden Tage die Unterhaltung über die geprügelten Dichter entwickeln.)

Ich konnte Manfreds leichte Art, von dem beinahe zu Tode gehetzten Könige zu sprechen, nicht länger ertragen, und ich unterbrach fast ungeduldig: »Was berechtigt Sie, an der Todessehnsucht Friedrichs zu zweifeln und ihn hinzustellen, als habe er sich benommen wie ein ungezogener Knabe, der seinen französischen Erziehern droht, sich ein Leides anzutun?«

Manfred: »Im Tagebuch des leidenden Grillparzer finden sich die Worte (er war sechsunddreißig Jahre alt, als er sie schrieb): „Es hat fast den Anschein, als wollte es zu Ende gehen. Ich will aber sterben mit den Waffen in der Hand. Nur nicht den Gedanken aufgeben, das jederzeit Herr sein seiner selbst. Niemandem sich vertraut! Niemandem geklagt! Ich will sterben mit den Waffen in der Hand.“ Während Friedrich II. seinem Bruder oder auch seinem Vorleser — kein Publikum ist dem Dichterling zu schlecht; dieser Abbé de Prades wurde bald darauf von Friedrich ins Gefängnis gesteckt (der Grund ist unbekannt) — weinend seine todesseligen Verse vorlas, hat er vielleicht selbst seine Tränen manchmal ernst genommen. Aber die Eilfertigkeit, mit der er seine Selbstmorddrohungen überall verbreiten läßt, und die Art, wie er es tut, lassen mir keinen Zweifel, daß ihm gleich zu Anfang der köstliche Einfall gekommen sein muß, aus seiner Wertherstimmung Kapital zu schlagen und damit Voltaire und — durch die weitverzweigten Verbindungen Voltaires — die auf Preußens Reichsfeindschaft rechnenden französischen Staatsmänner zu erschrecken: „*j'ose prédire, qu'il ne leur sera pas facile de réparer ma perte*“, schrieb Friedrich Anfang September 1757 an Wilhelmine (der Brief war zur Weitergabe an Voltaire geeignet) und dies Vertrauen, den Franzosen unentbehrlich zu sein, ist die Weise, für die er in seinen Briefen immer neue Worte findet.

»Auch daß Friedrich seine Giftpillen seinem Vorleser zeigte, läßt vermuten, daß ihm die Sache mehr Behagen als Kummer machte. Friedrich hatte drei Jahre mit Selbstmord gedroht und Demütigungen wie Hochkirch, Kunersdorf und Maxen überlebt, als er — so will es die Legende — beim Wachtfeuer von Torgau gar die Giftpillen aus der Tasche rollen ließ und sie seinen mitfühlenden Grenadiern zeigte — jemand, der das las, sagte zu mir, er müsse an einen schwärmerischen Jüngling denken, dem in tugendhafter

Damengesellschaft unerwartet allerlei wenig *ostensible* Gummiutensilien aus der Tasche fielen, und der dann die Keckheit hatte, damit zu prahlen. Ob es die Neckerei der Weltgeschichte gewollt hat, daß sich unter den Grenadiere, die sich so durch Friedrichs Selbstmordutensilien rührenlassen sollten, auch derjenige befand, über dessen Selbstmordversuch der König einmal gescherzt hat: in Lucchesinis Tagebuch erzählt Friedrich II.: „Ein Soldat war wegen eines Selbstmordversuchs zu drei Jahren Galeerenstrafe verurteilt worden; der König verwandelte die Strafe wie folgt: „Man lasse ihn einmal zur Ader, reibe ihn zweimal mit einem Schwamme ab und schicke ihn zu seiner Kompagnie zurück; denn er hat einen Anfall von Wahnsinn gehabt.“ Aber auch wenn dieser Grenadier die Beweise des königlichen Selbstmörder-„Wahnsinns“ zu sehen bekommen hätte, er hätte wohl geschwiegen, denn Friedrich II. verlangte und setzte es durch, daß seine Soldaten ihre Vorgesetzten mehr als den Tod fürchteten.<sup>1</sup>

»Es scheint, als ob Friedrichs II. Schwester Wilhelmine den Selbstmörder-„Wahnsinn“ weniger spöttisch beurteilt hätte als der König; es ist möglich, daß diese sonst so spöttische Memoirenschreiberin die brüderlichen Drohungen ernst genommen hat. Jedenfalls erklärte sie gleich, auch sterben zu wollen; — eine Art Selbstmörderklub bildete sich, was gewiß Eindruck auf ihren väterlichen Freund Voltaire machte, dem alles ausführlich mitgeteilt wurde. Die Wehklagen der Schwester waren so laut, daß Friedrich II. es vorzog, zu bremsen. (Sie ist ja wirklich bald darauf gestorben,<sup>2</sup> was Friedrich Gelegenheit gab, seine zärtliche Ode auf ihren Tod bekanntzumachen; auch Voltaire wurde von Friedrich II. aufgefordert, die Verstorbene zu besingen, und das gelieferte Gedicht zu „verbreiten in den vier Weltteilen“. Wer die beiden Gedichte las, durfte nicht länger zweifeln, daß Wilhelmine das Opfer eines ungerechterweise gegen Preußen wütenden Krieges war, und

daß ihr zärtlicher Bruder nur die reinsten und friedfertigsten Absichten habe.) Um Wilhelmines erschütterte Nerven, solange sie noch lebte, zu schonen, schickte ihr Friedrich künftig zweierlei Briefe, von denen der eine in chifrierter Geheimschrift ihr Mut zusprach und zum Weiterarbeiten an den Friedensverhandlungen mit Frankreich drängte — sie hat zwei oder drei „Eisen im Feuer“ —, während gleichzeitig Friedrichs *ostensibler* Brief, geeignet zur Weitergabe an Voltaire und andere, sich jedesmal in rührenden und mutigen Schilderungen des friderizianischen Durstes nach Selbstmord und Freiheit erging, die einen zärtlichen Roman jener Zeit zieren könnten.

»Die sogenannte „Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen“, die beim ersten Lesen so verblüfft, wirkt besonders erheiternd in dem Bande, der den Monaten vor der Schlacht bei Roßbach gewidmet ist; aber die Heiterkeit wäre noch vollkommener, wenn einmal jemand die sogenannten politischen Briefe ergänzen und alles zusammenstellen wollte, was Friedrich II. an Politischem und Unpolitischem Tag für Tag geschrieben, gedichtet, diktiert, verhandelt und getan hat. Nur eine solche Zusammenstellung könnte den ganzen Umfang der komischen Vielgeschäftigkeit des Leyer und Schwert schwingenden Königs dartun.“

Manfred nahm einen Band in die Hand und fuhr fort: »Dieser Band hier enthält nur die „politischen“ Briefe von 1757, aber er enthält des unterhaltsamen Durcheinanders genug. Erlauben Sie mir, Ihnen einige Proben aufs Geratewohl herauszugreifen:

»Die englische Regierung hatte erfahren, daß ihr Bundesgenosse Friedrich II. heimlich mit den Franzosen verhandelt, und am 6. Mai wird der englische Gesandte angewiesen, den König zu vermahnen. Hier finde ich die Antwort des treuherzigen Gesandten; er schreibt seiner Regierung nach London, er könne Friedrich nicht durch solche Zwei-

fel beleidigen. Was gab es doch damals noch für dumme Engländer! Am 19. Mai schreibt Friedrich II. zur Verwendung in England: „*Comment peut-on croire que j'agirais d'une manière aussi infâme envers le roi d'Angleterre*“, aber er sendet weiter seine Angebote nach Paris, denn er glaubte, die Franzosen seien ihm sicher.«

»Die Verehrer Friedrichs II. möchten diese neue Vertragsflucht ihres Helden mit der englischen Niederlage bei Hastenbeck und der darauf folgenden *Konvention* von Kloster Zeven entschuldigen. Aber diese *Konvention* wurde erst am 8. September 1757 geschlossen (und übrigens von der englischen Regierung nie anerkannt), während Friedrichs Versuche zur Fahnenflucht fast ein Jahr früher (gleich nach Lobositz) begannen.«

Manfred blätterte weiter und fuhr fort: »Mitte August 1757 beginnt Friedrichs II. Selbstmordkorrespondenz mit Voltaire und die Versendung von Friedrichs gereimter Verteidigung des Selbstmordes.

»Am 14. August geht Balbi als neuer preußischer, diesmal mit Vollmacht ausgerüsteter Friedensunterhändler nach Paris.

»Am 29. August erzählt Friedrich dem englischen Gesandten von seiner Hoffnung auf einen Türkeneinfall und von dem preußischen Unterhändler, der mit 50000 Pfund Sterling der Kriegslust in Konstantinopel nachhilft; gleichzeitig verlangt Friedrich 670000 Pfund von den Engländern, die ihm dann auch jährlich gezahlt wurden. Der englische Gesandte bemerkt: „*This subsidy is larger than England had ever given to any foreign power whatever*“.

»Am 5. und 6. September kündigt Friedrich seinen Schwestern in Schweden und Berlin seinen bevorstehenden Tod an.

»Am 6. September läßt Friedrich an den — bei Großjägerndorf geschlagenen — General Lehwaldt in Ostpreußen schreiben; auf deutsch, der ungebildete General kann kein Französisch: er und seine Truppen sollen „die Köpfe nicht



hängen lassen“. Am selben Tage schreibt Friedrich auch an den französischen Feldmarschall Richelieu und bittet — um Frieden. Im Briefe des preußischen Königs an den französischen Oberbefehlshaber heißt es: „*Il s'agit d'une bagatelle, Monsieur; de faire la paix, si on le veut bien... je ne puis me persuader qu'une liaison, qui a duré seize années, n'ait pas laissé quelque trace dans les esprits; peut-être que je juge des autres par moi-même. Quoi qu'il en soit enfin, je préfère de confier mes intérêts au roi votre maître plutôt qu'à tout autre*“.

»Am 9. September, während Friedrich auf den Bescheid des französischen Feldherrn wartet, benachrichtigt er seine Schwester Wilhelmine — in einem nicht chiffrierten, das heißt für Voltaire *ostensiblen* Briefe — wieder von seinem Entschlusse, zu sterben und ruft mit Festigkeit und königlicher Entsaugung: „*Je ne suis touché que de l'infortune d'un peuple que je devais rendre heureux*“.

»Am 10. September schreibt Friedrich derselben Schwester chiffriert in zuversichtlichem Tone: „*je n'abandonnerai pas l'espérance*“; was die Herausgeber der Briefe auf die Friedensverhandlungen in Paris beziehen.

»Auch am 15. September spricht Friedrich der Schwester Mut zu: „*nous approchons à grands pas l'hiver et celui-là mettra fin à toutes nos querelles*“. In der guten alten Zeit hörten die Feldzüge meist gegen Ende jedes Jahres auf. Friedrich, den später die Schlacht von Roßbach fast mehr als den Feind überraschte, betrachtete schon im September den Feldzug des Jahres gegen die Franzosen als beendet.

»Am 16. September antwortet Friedrich II. seinem Staatsminister Finckenstein (der aus Berlin den Rat gegeben hatte, doch wieder mit Frankreich Frieden zu schließen): „*j'ai mis les fers au feu*“, was sich auf seine Friedensunterhandlungen in Paris (durch Balbi und andere) und bei Richelieu, dem französischen Oberbefehlshaber in Deutschland (durch Eickstedt) bezieht.

»Am 17. September schreibt Friedrich zwei Briefe an

Schwester Wilhelmine. Der erste, ganz kurz und in Geheimschrift, rät der Schwester, nicht zu verzweifeln, denn *„c'est dans ces circonstances où il faut avoir de la fermeté, ou elle serait inutile“*. Der zweite Brief, zum Weitergeben an Voltaire, ist nicht chiffriert und — eins, zwei, drei, vier kleingedruckte Seiten lang. In diesem Briefe findet man vielleicht Friedrichs beste Zusammenstellung seiner Lesefrüchte aus Voltaires Trauerspielen *„Brutus“* und *„La mort de César“*. Friedrich spielt unermüdlich mit den Ausdrücken: *„esclave, liberté, patriciens de Rome, Brutus, Caton, liberté de ma patrie, tyrannie de la maison d'Autriche“*. Dann nimmt Friedrich feierlich den Vorschlag an, den ihm die Schwester gemacht hat, gemeinsam in den freiwilligen Tod zu gehen *„Quant à vous, mon incomparable sœur, je n'ai pas le cœur de vous détourner de vos résolutions. Si vous prenez la résolution que j'ai prise, nous finissons ensemble nos malheurs et notre infortune“*. Es bleibe Friedrichs Verehrern überlassen, ob er wirklich seine „Lieblingsschwester“ in den frühen Tod treiben oder ob er nur Voltaire und die Franzosen zum besten haben wollte.

»Am 18. September folgt ein chiffrierter Geheimbrief, in dem Friedrich seiner Schwester andeutet, daß er, um sich zu retten, bereit ist, auch die schmachvollsten Bedingungen, die von den Franzosen gestellt werden könnten, anzunehmen: *„Je prévois que les meilleurs conditions qu'on pourra obtenir de ces gens-là, seront hummiliantes et affreuses; mais on se tue de me dire que le salut de l'Etat l'exige, et je suis obligé d'en passer par là“*. Der Gegensatz zwischen diesem *„on se tue“* und den früheren Selbstmorddrohungen wird die Schwester beruhigt und vielleicht die spöttische Memoirenschreiberin erheitert haben.

»Am 18. September läßt Friedrich auf deutsch an Moritz von Dessau melden, daß „eine große Uneinigkeit zwischen dem Prinzen von Soubise und dem von Hildburghausen sein soll“.

»Am 20. September gibt Friedrich frisch und so deutsch, wie er konnte, folgende Einschätzung der französischen Streitmacht: „Hier würde ich leichte fertig werden mit das Krop, das vor mir ist; aber die Menge der Feinde macht, daß, wenn auch Prinz Eugen sein Geist auf mir schwebte, ich doch nicht würde allerwegens Fronte machen können“.

»Am 21. September verblüfft Friedrich II. seinen Minister von Finckenstein, in Berlin, mit einer Probe seines Lateins, an dessen Ende Friedrich II. bekanntlich niemals kam: „*mais, mon cher, ma devise est à présent: Magnibus in Minibus et minibus in Maximus*“, worin vielleicht schon der in preußischer Klassik gebildete Finck von Finckenstein, und jedenfalls neuere Ausleger des literarischen Königs eine geistreiche Anspielung auf das alte „*Magnus in minimis et minimus in maximis*“ erkennen. (Nichts offenbart klarer die diplomatische Überlegenheit des größten Königs der Deutschen als sein Latein. Gewöhnlichen deutschen Knaben wird ihr schlechtes Latein meist als mangelnder Eifer ausgelegt, und sie ernten nichts als Schelte und Prügel dafür. Höchst gewandt vermochte dagegen Friedrich der Große, der auch kein Latein gelernt hat, den *Causalnexus* der Dinge zu lösen und neu zu knüpfen. Er stellte diplomatisch geschickt die Prügel an den Anfang der Dinge: nur Prügel, so hört man, hinderten den opferfreudigen Übereifer des Kronprinzen, Latein zu lernen, und Prügel und schlechtes Latein gehören bis auf den heutigen Tag zu den unsterblichen Ruhmestiteln des großen Märtyrers. Kein Wunder, daß Friedrich II. auf diesen lateinischen Erfolg stolz war und daß er sich der nicht-erworbenen Sprachkenntnisse stolz bediente, statt wie weniger erfolgreiche Prügelknabenscheu davon zu schweigen. Konnte er sich mit seinem Latein auch nicht, wie Maria Theresia, das Herz ungarischer Edelleute gewinnen, so eignete es sich doch vorzüglich dazu, den anspruchsloseren preußischen Adel zur Bewunderung zu zwingen. In seinen besonders redeseligen Tagen vor

Maxen ließ sich Friedrich zu der Enthüllung hinreißen: „Als ich noch jung war, wollte ich nichts tun . . . meine Schwester sagte mir: ‚Schämst du dich nicht, deine *Talente* zu vernachlässigen?‘ Da fing ich an zu lesen; ich las Romane“.<sup>1</sup> (So bildete sich der kühne Lateiner. *Magnibus in Minibus* — das ist der echte Friedrich.)

»Am 23. September sendet Friedrich dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig „*la grande nouvelle que les Russes se sont mis en chemin pour quitter inopinément la Prusse*“. So rettete, durch eine verfrühte Nachricht von ihrem Tode, die russische Kaiserin schon 1757 die Preußen im Osten, wie sie 1762 den ganzen Siebenjährigen Krieg zugunsten Friedrichs, „des Lieblings des Glücks“ entschieden hat.

»Am 22. September erhält Friedrich den Bericht über das Zusammentreffen seines Friedensunterhändlers Eickstedt mit Marschall Richelieu. Der Marschall hat die ihm in den schmeichelhaftesten Ausdrücken übertragene Aufgabe, dem preußischen Könige bei seiner heimlichen Flucht aus englischem Dienste behilflich zu sein, so scheint es, begrüßt und gleich einen Eilboten nach Versailles gesandt. Richelieus Einwand ist nur gewesen, daß seines Wissens doch der König von Preußen schon andere Unterhändler mit Friedensgesuchen geradewegs nach Paris geschickt habe, wodurch seine, Richelieus, Aufgabe erschwert sei. Eickstedt meldet: „*Il ne pouvait se défaire de l'idée que le roi de France ne soit déjà informé, puisque l'Abbé Bernis lui avait écrit: ‚Je vous félicite de ce que vous ferez la paix.‘*“ Die Haltung Richelieus ist nicht ganz aufgeklärt; er gehörte nicht zur Kriegspartei der Frau von Pompadour, mit der er als erster Kammerherr des Königs seine Kräfte zu messen gewagt, bis Ludwig XV. der unbesonnenen Anmaßung ein Ende gemacht hatte mit der kühlen Frage: „Herzog von Richelieu, wie oft sind Sie schon in der Bastille gewesen?“ Richelieu hielt das Bündnis zwischen Frankreich und Öster-

reich für einen Fehler und war Anhänger der auch von Friedrich II. vertretenen Politik, daß Preußen als der zuverlässigste Vorkämpfer Frankreichs gegen den sonst übermächtigen deutschen Kaiser geschont werden müsse. Jedenfalls ist Richelieu mit seinem siegreichen Heere stehen geblieben, statt zu Soubise zu stoßen, der ein schlechter General, aber ein Ehrenmann und ein Freund der Frau von Pompadour war; Richelieu war ein erfahrener Feldherr, Soubise war Anfänger. Der Fürst von Hildburghausen, mit dem, als dem Älteren, Soubise den Befehl teilen mußte, war der unfähige Führer der Reichstruppen, den Maria Theresia schon 1749 loszuwerden versuchte, indem sie ihn lachend den Holländern anbot, die damals in Wien um einen General nachsuchten; aber der holländische Gesandte Bentinck antwortete: „Ich danke, von dieser Sorte von Generalen haben wir schon genug und zuviel“. Daraufhin hatte sich Hildburghausen bei dem Heere der Reichskreise eingemistet, das seiner würdig war.

»Am 24. September beginnt Friedrich II. einzusehen, daß er Richelieu die Friedensarbeit erschwert, wenn er gleichzeitig zu zahlreiche preußische Friedensunterhändler in Paris sturmlaufen läßt. Friedrich heißt darum den Friedensunterhändler Balbi, sich für eine Weile „zugeknöpft“ zu halten: „*que vous vous teniez à présent tout clos et boutonné. Sa Majesté a choisi un autre canal*“. Dieser Bescheid Friedrichs ist unterschrieben „*Le conseiller connu*“. In den Berichten über die Friedensverhandlungen, die gleichzeitig die Schwester Wilhelmine weiterführt, erscheinen auch die geheimnisvollen Bezeichnungen: „*celui que vous connaissez*“ oder „*le tout-puissant*“; so kommt in jener ernsten Lage den Geschwistern die Übung zugute, die sie sich in den kindlichen Spielen mit Ränken und Rätselnamen erworben hatten, von denen die Kindheitserinnerungen Wilhelmines Heiteres erzählen.

»Am 26. September schreibt Friedrich einen Brief, in dem

er seinem Friedensunterhändler Balbi „befiehlt“, der Frau von Pompadour das Fürstentum Neuchâtel als Geschenk anzubieten, „*de bonne foi*“ und „*sa vie duraut*“. Am 30. September schreibt er ihm nochmal: „*comme l'affaire principale pour arriver à mon but est que nous nous rendions favorable Madame de Pompadour par l'offre de la principauté de Neuchâtel et de Valangin, sa vie durant...*“ Friedrich II. hatte übrigens schon am 7. Juli, also zwei Monate vor der englischen Niederlage von Hastenbeck und Kloster Zeven, an Schwester Wilhelmine geschrieben: „Da Du das große Friedenswerk auf Dich nehmen willst, bitte ich Dich, Mirabeau nach Frankreich zu schicken. Die Unkosten trage ich (!); er kann der Favoritin bis zu 500000 Franken für den Frieden bieten und in seinen Angeboten noch viel weitergehen, wenn man sie dahin bringt, uns einige Vorteile zu verschaffen. Du begreifst, wie behutsam ich in dieser Sache vorgehen muß... erführe man in England nur eine Silbe davon, so wäre alles verloren.“

Als Manfreds eigentümliche Vorlesung bei der Erwähnung der Frau von Pompadour und bei Friedrichs Hoffnung, sie zu bestechen, angekommen war, unterbrach Herr Thomas Mann den Vorleser mit folgendem Versuche, den großen König zu rechtfertigen: »Gewiß, die Pompadour war nur eines Fleischers Tochter, Frau eines Zöllners und Kuppelers und selber Kupplerin obendrein — eingeräumt und zugegeben, das war sie. Aber erstens: wozu ist man aufgeklärter *Despot*, wenn man sich über solche *Quisquilien* nicht hinwegsetzen kann? Und zweitens: sie war mehr als allerliebste mit ihrem kleinen, talentvollen Dirnenkopf... man merkte ihr von dem Schmutz, aus dem sie kam und der ihr Element blieb, beinahe nichts an...«

Thomas Mann sprach noch ausführlicher über Frau von Pompadour. Aber Manfred schien so erstaunt über die Auslassungen Thomas Manns, daß dieser schließlich einhielt. Manfred, nach einem Blick, der ihn überzeugen zu

sollen schien, ob er recht gehört habe, sagte: »Höre ich den einsichtigen Dichter des „Tod in Venedig“ sprechen? Mir scheint, Friedrichs II. Unfähigkeit, Höherstehende zu würdigen und ihre Beweggründe zu beurteilen, hat sich niemals lächerlicher offenbart als in seinem Verhalten gegenüber der Herzogin von Pompadour. Erst verfolgte er sie in seinen Schmähedichten (mit der Partei der Frommen in Versailles und mit dem Pariser Straßenpöbel um die Wette), und glaubte dann, als er sie brauchte, er könne sie bestechen. Warum? Weil sie bürgerlicher Abkunft war? oder weil er selbst als Kronprinz Bestechungsgelder von Österreich angenommen hatte? — seine um diese Gelder geschriebenen Briefe im Bettelton verkommener Leutnants sind nicht die am wenigsten bezeichnenden Stücke seines umfangreichen Briefwechsels. Daß jemand so erstaunlich uneigennützig sein konnte, wie es Frau von Pompadour wirklich gewesen ist, konnte Friedrich II. augenscheinlich weder fassen noch glauben. Ich kann in Frau von Pompadour keine Kupplerin<sup>1</sup> und in ihrem Vater, dem Armeelieferanten, der das Vertrauen der mächtigen Brüder Pâris genoß und rechtfertigte, keinen Fleischer sehen. Die Franzosen von Geist, ebenso wie der kluge Fürst Kaunitz, standen auf seiten der Frau von Pompadour, die trotz oder dank ihrer bürgerlichen Abkunft eine sehr viel bessere Erziehung genossen hatte, als zum Beispiel im Preußen jener Zeit, selbst für Personen fürstlichen Standes, beschafft werden konnte, und die auch als tätige Freundin der besten Künstler ihres Volkes Würdigeres geleistet hat als Friedrich II. oder andere preußische Fürsten.<sup>2</sup> Der Grund für Friedrichs II. geärgertes Mißverstehen der Frau von Pompadour liegt sicher nicht darin, daß sie Ludwig XV. nicht rechtmäßig angetraut werden konnte, solange die alte Königin von Frankreich noch lebte und solange es in Frankreich nicht wie in Preußen die Möglichkeit der morgantischen Doppelehe gab. Wer hätte leichter den Mangel

priesterlichen Segens übersehen als Friedrich II., der sich gerne Philosoph und Freigeist nannte? Er war ein Bewunderer der Vorgängerin der Frau von Pompadour im Bett Ludwigs XV., der Herzogin von Châteauroux, gewesen; ihr Bildnis schmückt noch heute Sanssouci. Friedrich hatte ihr geschrieben, daß Preußen ihr zum ewigen Dank verpflichtet sei.<sup>1</sup> Warum? und warum die verärgerte Abneigung gegen Frau von Pompadour? Die Antwort ist klar, wenn auch eigentümlich und undeutsch: unter der Herzogin von Châteauroux hatte Friedrich II. zweimal für Frankreich kämpfen dürfen. Dagegen hatte Frau von Pompadour ihn fallen lassen, ihn, der sich immer wieder gerühmt hat, der treueste und der unentbehrlichste Bundesgenosse Frankreichs gegen Deutschland zu sein. Sie hatte ihn gezwungen, gegen Frankreich zu kämpfen, ihn, der noch nach der Schlacht von Roßbach versicherte, er könne sich nicht daran gewöhnen, die Franzosen als seine Feinde ansehen zu müssen. Angesichts solcher Unbill, die ihm Frau von Pompadour zugefügt, entdeckte Friedrich mit Genugtuung und Unwillen ihre bürgerliche Abkunft; er hätte ihr verzeihen können, daß sie eine „Hure“ war, aber daß sie sich versündigt hatte gegen das alte Vorrecht der adeligen Gefolgschaft des französischen Königs, ihrem Herrscher die Geliebten aus ihrem eigenen Kreise zu liefern, das konnte ihr Friedrich II. um so weniger verzeihen, als er doch — trotz seines teutonischen Vaters — so überzeugende Ansprüche gemacht hatte, in der französischen Gefolgschaft mitgerechnet zu werden.

»Vielleicht habe ich hier scherzend übertrieben; und doch glaube ich, daß meine Erklärung von Friedrichs II. Abneigung gegen Frau von Pompadour den Kern dieser Abneigung trifft; und ich glaube auch, daß dieser Kern vielleicht sogar etwas Gutes im Wesen Friedrichs II. darstellt. Voltaire hat das christliche Europa seiner Zeit eine Republik von Fürsten genannt, und Friedrich II. hat — gleich dar-



auf— auch diese Bemerkung seines Lehrers wiederholt— in seinem Testament von 1752. — Ludwig XIV. war die große, über alles erhabene Erscheinung in der Geschichte dieser Republik, und Friedrich II. grollte ehrlich über die Beleidigung der sonnenköniglichen Majestät durch eine *roturière* im Bette des Urenkels. Friedrich grollte doppelt, als diese Unwürdige den feurigsten Bewunderer des großen Ludwig hinderte, für Frankreich zu kämpfen. „*Je ne la connais pas*“ sagte er und wollte nichts mit ihr zu tun haben.« (Vgl. oben S. 135.)

Leider fehlt in meinen Aufzeichnungen die ausführliche Entgegnung, mit der hierauf Thomas Mann seine Auffassung begründete, daß »Schmutz das Element der Frau von Pompadour blieb«. Ihm antwortete Manfred:

»Um so beachtenswerter wäre es also, daß Friedrich II. am 7. Juli und am 26. und am 30. September 1757 Frau von Pompadours Wohlwollen zu gewinnen trachtete, indem er ihr 500 000 Franken und, *sa vie durant*, sein Fürstentum Neuchâtel anbieten ließ. Das Opfer des schönen Fürstentums scheint Friedrich nahegegangen zu sein, und die Hoffnung, daß es nach dem Tode Frau von Pompadours an ihn zurückfallen möchte, scheint ihm in diesen Tagen beständig vor der Seele gestanden zu haben. Ja, dieses tröstende: „*sa vie durant*“ scheint ihn so sehr beschäftigt zu haben, daß am 28. September, als er wieder an Wilhelmine einen *ostensiblen* Brief mit Selbstmorddrohungen schreibt, die Worte: „*sa vie durant*“ in neckischster Weise mit einschlüpfen: „*je ne demande que la mort... le parti que doit prendre un homme qui sa vie durant a pensé comme Caton et qui veut mourir tel*“. *Sa vie durant*— er machte sich unnötige Sorgen, da Frau von Pompadour nicht bestechlich war. Der Herzog von Richelieu soll damals ein Geldgeschenk Friedrichs II. angenommen haben, was aber nicht beglaubigt ist und um so zweifelhafter scheint, als Richelieu selbst für sich zu sorgen verstand. Er plünderte so rücksichtslos, in Hannover

und anderweitig, daß die Pariser sein damals gebautes Schloß „*pavillon d'Hannovre*“ nannten. Friedrich rächte diese Plünderungen — an den Sachsen«. (Vgl. oben S. 328 ff. und 316.) »Friedrichs Selbstmorddrohung vom 28. September schließt mit dem Verdacht, Argens könnte versäumt haben, Friedrichs gereimte „Verteidigung des Selbstmordes“ an Voltaire zu senden, oder Voltaire könne sie aus einem anderen Grunde nicht erhalten haben; der König „fleht“ darum die Schwester an, eine Abschrift an Voltaire zu senden, und sagt, daß er selbst auch noch eine an ihn gesandt habe: „P. S. *J'ai trouvé moyen de copier l'épître à d'Argens, je vous l'envoie, en vous suppliant d'en envoyer une copie à Voltaire, c'est ce que j'ai fait de même.*“ Das königliche *j'ai trouvé moyen* ist rührend.

»Am selben Tage, an dem er der Frau von Pompadour Neuchâtel zu schenken sich bereit erklärte, gab Friedrich an Ferdinand von Braunschweig Befehl betreffs der Franzosen, die in Vorpostengefechten gefangengenommen wurden: „Er kann die Offiziers auf Parole *relachieren* und die Gemeinen muß man gut halten und *cajolieren*.“

»Am 27. September, also inmitten seiner Selbstmorddrohungen, sendet Friedrich II. als König, der sich zu helfen weiß, an Graf Finckenstein einen Befehl betreffs gewissen königlichen Silbers, das „den innerlichen *Valeur* von ungefähr 400 000 Thaler haben wird“, und das „mit solchem Zusatz ausgeprägt werden müsse, damit ich wenigstens das *Quantum* von 800 000 Thaler in solchen Geldsorten erhalte“. Das ist der Anfang der großen Münzverschlechterungen, die den „Geldsorten“ des brandenburgischen Werther den Namen friderizianische „Blechklappen“ eintrugen.

»Am 1. Oktober schreibt Friedrich II. an denselben Grafen Finckenstein, vielleicht zur Erklärung der eben befohlenen Münzverschlechterung, diesmal nicht von Gift, sondern männlicher: „*Nous sommes abimés, mais je périrai, l'épée à la main.*“

»Am 8. Oktober hat Friedrich von Voltaire leise spottende Vermahnungen zu männlichem Ausharren bekommen; er antwortet an Wilhelmine: „*J'ai ri des exhortations du patriarche Voltaire; je prend la liberté de vous envoyer la réponse*“. Diese Antwort an Voltaire enthält auch die berühmten Zeilen, die in keinem preußischen Geschichtsbuch fehlen dürfen:

*Pour moi, menacé du naufrage  
Je dois en affrontant l'orage,  
Penser, vivre et mourir en Roi.*

»Das sind auch die Worte, die Erich Schmidts Friedrich der Große „am Tage von Roßbach schwor“; dieselben, die Heinrich von Treitschke „ein Selbstbekenntnis“ nannte, als er bei der kaiserlichen Geburtstagsfeier versicherte: „Solange preußische Herzen schlagen, werden sie dieses Selbstbekenntnis in Ehren halten.“ Dabei handelt es sich hier um das *Plagiat* eines berühmten französischen Gedichtes.<sup>1</sup>

»Am selben Tage, an dem er diese Verse schrieb, antwortete Federic der Schwester auf ihren letzten Bericht über ihre Friedensverhandlungen, der die beruhigenden Mitteilungen enthielt: „*J'ai vu l'ami de celui que vous savez*“, der Herausgeber der Briefe vermutet Marschall Belle-Isle, das ist der „*tout puissant*“ Vertreter der französisch-preußischen Bündnispolitik in Versailles. Wilhelmine schrieb weiter: „*Il m'assure... qu'on souhaite fort de se raccomoder avec vous...*“ Diese beruhigenden Nachrichten gibt Friedrichs Sekretär am 16. Oktober nach Berlin an Finckenstein weiter. Belle-Isle war Frankreichs Kriegsminister.

»Am 13. Oktober erfolgt der Bericht des anderen Friedensunterhändlers, das ist Eickstedt, über seine zweite Verhandlung mit Marschall Richelieu. Eickstedt berichtet, wie er, genau den königlichen Anweisungen folgend, den Herzog auf das Unheil hingewiesen habe, das Frankreich seit 1672

jedesmal zugestoßen sei, wenn sich der französische König mit Brandenburg schlecht gestanden habe. Eickstedt erläutert: „*Je lui fis voir, en revanche, les grands services que l'électeur de Brandebourg lui a rendus l'an 1681 et 1683*“, das sind die Daten der Verträge zwischen dem „Großen“ Kurfürsten und Ludwig XIV. und auch der französischen Wegnahme Straßburgs, die Friedrich also empfehlend in Erinnerung brachte. Dann folgt eine freimütige Verurteilung der undiplomatischen Dichtertätigkeit Friedrichs II. Richelieu sagte: „*qu'il ne prétendait jamais critiquer un grand roi, mais que votre Majesté, pendant la paix, avait choqué par picoter sensiblement, ce qui, entre autres, armait l'impératrice de Russie*“, ein Verweis für Friedrich, der unter alten Bundesgenossen gestattet sein muß und mit dem Richelieu sagen zu wollen scheint, daß Friedrich II. sich nicht nur die Feindschaft Rußlands zugezogen, sondern auch durch seine Taktlosigkeiten gegen Frau von Pompadour es den französischen Freunden des preußisch-französischen Bündnisses schwer gemacht habe (worauf ja auch Bismarck einmal ausdrücklich hinwies<sup>1</sup>). Auch was die jetzt von Richelieu zu führenden Friedensverhandlungen betrifft, ist der Herzog mit der überängstlichen Vielgeschäftigkeit des preußischen Königs unzufrieden: „*Votre Majesté en a fait parler à trop de gens, au maréchal de Belle-Isle et d'autres*“. Richelieu wußte gut, wie man in Versailles Ränke spinnt, und der friderizianischen Abgesandten Wettlauf um die französische Gunst scheint ihm ungewöhnlich ungeschickte Leitung verraten zu haben. Aber Friedrich hielt sich für gewandt, für „*trompeur et demi*“.

(Dieser Friedensunterhändler Friedrichs, der Freiherr Georg von Eickstedt, ist übrigens ein Mann, der Beachtung verdient. Wenn man seine Berichte verfolgt, bekommt man manchmal den Eindruck, als habe er noch gehofft, die Erziehung seines Königs vervollständigen zu können. Schon zu Anfang des Siebenjährigen Krieges, als Eickstedt von

Friedrich II. zu den kleinen deutschen Fürsten gesandt wurde, um sie „gegen Kaiser, Reich und das Wohl des Vaterlandes“ – wie Friedrichs Schüler, der Herzog von Württemberg, es ablehnend ausdrückte – aufzuhetzen – also den „Fürstenbund“ von 1785 vorwegzunehmen – fand Eickstedt manche Gelegenheit, seinem Herrn klarzumachen, daß man im Reiche vom preußischen König dachte, „er sei ein großer Mann, aber ein großer Verbrecher“ und daß er eine „vorschnelle Zunge“ habe.)

»Am 17. Oktober schreibt Friedrich wieder an Wilhelmine einen *ostensiblen* Brief im heroischen Ton, und am selben Tag teilt er ihr in Geheimschrift mit: „*Les Français viennent de signer une neutralité avec le pays de Magdebourg et de Halberstadt*“. Damals scheint Friedrich schon gewiß gewesen zu sein, daß es ihm gelungen war, die beiden französischen Armeen unter Soubise und Richelieu auseinanderzuhalten, so daß er also nur mit den veruneinigten Prinzen Soubise und Hildburghausen würde zu tun haben, und er schreibt stolz: „*Pour les Français, ils n'entendront pas nommer mon nom et je compte cependant leur parler de telle manière par des actions, qu'ils regretteront, mais trop tard, leur impertinence*“. Das klingt fast männlich; aber unter „*impertinence*“ versteht Friedrich die Dreistigkeit der Franzosen, das heißt hier Frau von Pompadours, ohne Preußen als Bundesgenossen auskommen zu wollen!

»Aber noch hofft Friedrich II., daß er Frau von Pompadour erweichen und daß er nicht gezwungen sein werde, „den Franzosen zu entsagen“ (so spricht Friedrich noch in seinem Testament von 1782 von dem ihm auch damals noch für Preußens reichsfeindliche Stellung fast unentbehrlich scheinenden Bündnis mit Frankreich), und so kann am 20. Oktober Friedrichs Sekretär dem Grafen Finckenstein schreiben, daß der König einen neuen Friedensunterhändler nach Paris zu schicken beschlossen hat: „*je veux bien Lui dire en confidence que c'est sur Haeseler que le Roi, de son*

*propre mouvement, a jeté les yeux pour l'envoyer à Paris y porter les propositions de paix“.*

»Dann kommt endlich der schöne Streich von Roßbach; es gelang dem eigenmächtig handelnden Seydlitz trotz des Widerstrebens Friedrichs (der bei Tisch saß und durchaus nicht an die Notwendigkeit eines Kampfes glauben wollte), die Franzosen und die seit drei Tagen nicht mehr verproviantierte Reichsarmee im Marsche zu überfallen. Die „verblühten Leute“ liefen vor dem neuen preußischen *Exercitium* auseinander, wie etwa die Preußen 1806 vor der neuen französischen Taktik. (Vgl. oben S. 327 f.) »Friedrich II. erzählte seinem getreuen Lucchesini am 14. September 1783 „viel über die Schlacht von Roßbach, die von der Reiterei eröffnet und vom Fußvolke in weniger als zwanzig Minuten beendet wurde“. Es war einer von jenen fast unglaublich scheinenden Kriegszufällen oder Dummheiten, wie sie ähnlich gegen Friedrich II. bei Hochkirch und bei Maxen verheerend hereinbrachen. Die beiden feindlichen Generale, Hildburghausen und Soubise, hatten sich bis zum letzten Augenblick nicht einigen können. Hildburghausen wollte kämpfen; Soubise, der vielleicht von Richelieu Weisung besaß, daß Friedrich II. um Frieden gebeten hatte, wollte durchaus nicht kämpfen, sondern nur manövrieren. Sein Heer fand sich schon vor der Schlacht aus noch heute „unaufgeklärten Gründen“ in gefährlichstem Durcheinander in einem Engpaß, als plötzlich und unerwartet Seydlitz hereinbrauste.

»Friedrich der Große verlor 165 Mann dabei und wurde plötzlich ein deutscher Held. Er dichtete gleich die mit homosexuellen und schmutzigeren Anspielungen gespickte Verherrlichung der feindlichen Hintern und fuhr fort, auch in der Folgezeit Voltaire zu drängen, er möge den Frieden zwischen Frankreich und Preußen vermitteln. Der französische Mitkämpfer Graf Saint Germain schrieb nach Paris: »Hätte der Feind uns lebhaft verfolgt, so würde

er unsere ganze Armee vernichtet haben. Er hat es ohne Zweifel nicht gewollt; und es ist gewiß, daß der König von Preußen Befehl gegeben, unsere Leute zu schonen und die Deutschen zu zermalmern; seine Husaren haben mehrere von unsern Soldaten zurückgeschickt, nachdem sie dieselben anständig behandelt. Man kann nichts hinzufügen zu dem Edelmute und zu der Feinheit, mit welcher er unseren Gefangenen begegnet ist“ (Preuß, II, 97).

»Auch unter den gefangenen französischen Offizieren suchte und fand Friedrich II. Friedensunterhändler; er erklärte ihnen: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, Sie als meine Feinde zu betrachten.“ „Er äußerte auch, daß er keine Freudenfeste über den Sieg anstellen wolle, daß derselbe sein Herz betrübe, daß übrigens die Franzosen schlecht geführt worden.“ Und ähnliches mehr!

Die Art, wie Friedrich nach der Schlacht die französischen Gefangenen „cajolieren“ ließ, würde ihn menschlich erscheinen lassen, wenn es nicht leider auf Kosten der deutschen Gefangenen geschehen wäre, die annehmbare Quartiere an die Franzosen abgeben mußten. Voltaire, den Friedrich unermüdlich zur Friedensarbeit antrieb, erhielt Nachricht von dieser Bevorzugung der Franzosen und gab sie weiter. So ist es denn nicht erstaunlich, daß Voltaire gelegentlich von Friedrich auch erfuhr, wie ein verwundeter französischer Offizier auf dem Schlachtfelde von Roßbach laut nach einem Klistier verlangte, und daß Friedrich versicherte: „*cent personnes officieuses se sont empressées pour le lui procurer*“. Bei dem franzosenfreundlichen Eifer Friedrichs II. muß man beinahe fragen, ob er das Klistier nicht etwa selbst verabreicht und da vielleicht die Anregung zu seinem königlichen Siegesliede von Roßbach gefunden hat:

*Ab, quel spectacle a plus de charmes  
Que le cul dodu des héros?*

»Auf alle Fälle haben Friedrich und sein Bruder *Henri*

Gelegenheit gefunden, die französischen Gefangenen „auf das *gracieuseste* zu *accueilliren*“ und „an vielen *Blessierten* von ihnen viel *gracieuses* zu tun“, wie Friedrichs Sekretär an Graf Podewils vermeldet.«

Thomas Mann, den Manfred keineswegs überzeugt hatte, beharrte auf seiner würdigeren Beurteilung des großen Königs und sagte: »Friedrich der Große war ein Opfer. Er mußte Unrecht tun und ein Leben gegen den Gedanken führen, er durfte nicht Philosoph, sondern mußte König sein, damit eines großen Volkes Erdensendung sich erfülle. Gegen diese Erdensendung der Nation hat er nicht gesündigt, und es bereitet mir große Freude, Ihre Zweifel durch Stellen aus den Briefen dieses sich opfernden Königs zu widerlegen. So schrieb er zum Beispiel an Voltaire: „Ich werde den Frieden nicht anders unterzeichnen als auf Bedingungen, die sich mit der Ehre meiner Nation vertragen“. Oder an d'Argens: „Nie werde ich den Augenblick überleben, der mich nötigt, einen nachteiligen Frieden zu schließen; kein Beweggrund, keine Beredsamkeit wird imstande sein, mich dahin zu bringen, daß ich meine Schande unterschreibe... Ich habe es Ihnen gesagt und wiederhole es: Nie wird meine Hand einen schimpflichen Frieden unterzeichnen. Ich bin fest entschlossen, in diesem Feldzug alles zu wagen und die verzweifeltsten Dinge zu unternehmen, um zu siegen oder ein ehrenvolles Ende zu finden“.«

Manfred: „Diese Äußerungen Friedrichs an d'Argens waren zur Weitergabe an Voltaire bestimmt, und Voltaire sollte sie als die Wünsche Friedrichs betrachten, die er seinen Friedensbemühungen zugrunde legen könne. Daß Friedrich, wenn es zum Abschluß des Geschäftes käme, bereit sein würde, mit seinen Bedingungen herunterzugehen, beweist das Schreiben in Geheimschrift vom 18. September 1757, in dem Friedrich II., ohne Maske, der vertrautesten Wilhelmine mitteilte, er sei „verpflichtet“, auch



die schmähhchsten Bedingungen, die die Franzosen stellen könnten, anzunehmen.« Ein preußischer König tut immer seine Pflicht!<sup>1</sup>

Hegemann: »Damit wollte Friedrich der Große vielleicht nur seine Schwester beruhigen, die sich in Sorgen um sein Leben verzehrte. In Wirklichkeit wäre er doch wohl einem unehrenhaften Frieden mit dem Schwert in der Hand oder, wenn nötig, durch Selbstmord ausgewichen?«

Manfred: »Auch auf diese Weise läßt sich den in Preußen beliebten Worten Friedrichs: „*Mourir en roi*“ ein anderer als literarischer Wert kaum schaffen. Friedrich hat 1759, nachdem es ihm kriegerisch noch viel schlechter gegangen war als 1757, nicht nur nach Voltaireschem Muster weitergedichtet und auf seine eigene Art weitergelebt, sondern er hat auch selbst die Bedingungen eines Friedensvorschlages aufgestellt, die ehrenvoll zu nennen wohl nur der vermag, der etwa im Frieden von Tilsit die Höhe preußischen Ruhmes erblickt. In diesem, von Reinhold Koser mit allen französischen Schnitzern des Königs veröffentlichten Friedensentwurf vom Oktober 1759 erklärte sich Friedrich II. bereit, seine westlichen und östlichen Besitzungen abzutreten. Der erste König in Preußen, der Großvater Friedrichs II., hatte seinen ältesten Enkel, das heißt also den älteren, dann verstorbenen Bruder Friedrichs II., feierlich „Prinz von Oranien“ taufen lassen, vielleicht um damit gleichsam aller Welt anzukündigen, daß der Preußenkönig sich berufen fühle, vom östlichen Preußen bis in die westlichen Vorwerke deutscher Ansprüche ein Wächter zu sein.<sup>2</sup> Die preußisch-kleindeutschen „Historiker“ haben ihrer „Nation“ den Wahn aufgeredet, als wäre Preußen fähig, das von der Maas bis an die Mündung der Donau ausgestreckte Reich Karls des Großen wieder zu beleben, obgleich doch nur die Habsburger durch ihre Erwerbung von Burgund, den Niederlanden und Ungarn diesen großen mitteleuropäischen Gedanken je der Verwirklichung nahezu-

bringen vermochten. Das war unter Friedrich III.: dieser schlafmützigste aller Kaiser hat mehr für die Mehrung des Deutschen Reiches getan als der hysterisch poetisierende Preußenkönig Friedrich II., von dem die „Historiker“ Preußens so anmaßend sprechen, der aber das Selbstverständliche nicht begriff. „Wir haben seit Jahrhunderten mit Östreich-Ungarn zu demselben Reich gehört“ sagte Bismarck (10. VII. 1892); „es ist das ein historisches Vermächtnis der Vergangenheit, aber auch ein Bedürfnis der modernen Politik“. Dies Bedürfnis war nie stärker als zur Zeit Friedrichs II. Als Folge der Verkennung dieses „Bedürfnisses“ machte Friedrich II. sein demütiges Friedensangebot von 1759. Sein *mourir en roi* hatte er vergessen.

»Eines der Eingangskapitel von Kosers erstem Bande über „Friedrich den Großen“ heißt: „Zur Memel und zur Maas.“

»Das derart vorgetäuschte<sup>1</sup> deutsche Grenzwächteramt ist eine wichtige Anmaßung der preußischen Legende. Friedrichs II. Friedensvorschlag von 1759 trat die „Wacht am Rhein“ an die Franzosen und das Ostpreußen des deutschen Ritterordens an die Russen ab. Für diese Opfer schmeichelte sich Friedrich entschädigt zu werden, sei es durch „*La Saxse*“, „*soit enfein quel pais lon voudra pourvu quil ait de l'ongand pour la brulure*“; und als ihm Finckenstein und der preußische Gesandte in London diese duftende Hoffnung auf die „Salbe für den Gebrannten“ ausgeredet hatten, rief Friedrich: „Kann ich denn keinen Tauschhandel machen (*n'y aurait-il point de troc à faire*) und das Herzogtum Cleve, das preußische Geldern und das Fürstentum Mörs gegen Mecklenburg eintauschen?“ Der Gedanke, sich an den Schwachen schadlos zu halten, an Mecklenburg und den geistlichen Besitztümern, gefiel Friedrich, und dieser Gründer des „Fürstenbundes“<sup>2</sup> empfahl damals schon, Rußland möge sich durch ein Stück von Polen für den Krieg bezahlt machen.

»Aber diese Hoffnungen, die Wehrlosen zahlen zu lassen, sah Friedrich schnell verrauchen. Er war damals beschäf-

tigt mit dem Dichten einer „Parodie auf den Prediger Salomonis, in Anlehnung an Voltaire“ und versuchte auf das ernsthafteste, in dieser Dichtung den Hiatus und andere Härten mit Hilfe seines neuen, braven Vorlesers de Catt zu vermeiden.<sup>1</sup> Bei dieser Arbeit unterbrach er sich, wie de Catt eingehend schildert, um gegen den Rat aller Generale ein Heer unter Finckenstein auf das leichtsinnigste zu opfern — selbst die scharfsinnigsten Theologen Friedrichs des Großen haben noch keine Entschuldigung dafür ersinnen können. Neun (9) Generale, 35 Schwadronen, 18 Bataillone, 66 Kanonen und ungezählte Fahnen gingen verloren. Der Feind verlor nichts, da er nur höflich die tapferen Preußen gebeten hatte, von den Pferden zu steigen. Niemand wagte es, den König beim Dichten der „Parodie auf den Prediger Salomonis in Anlehnung an Voltaire“ zu unterbrechen, um ihn zu benachrichtigen, daß das Ereignis wirklich eingetreten sei, wie es die Generale, der Ansicht des Königs widersprechend, vorausgesagt hatten; er hatte Widerspruch nicht gern. Als die Nachricht endlich zum König durchsickerte, wurde es ihm blitzartig klar, daß der verhängnisvolle Augenblick gekommen, daß die Ehre und, wie er so oft angekündigt — Erich Schmidt sagt: „geschworen“ — hatte, damit die Berechtigung, weiterzuleben, verloren war. Verzweifelt rief er seinem Vorleser zu: „Die Ehre, mein Lieber, die Ehre ist ein Verlust, der sich nicht messen und sich nicht wieder gutmachen läßt. Dazu sind Jahrhunderte nötig, um diesen Verlust und diesen Schandfleck auszulöschen“; so rief Friedrich und zitierte einige tragisch-schöne Verse Racines. Aber da er vermutete, daß seine Preußen *in puncto* Ehre nachsichtiger sein würden als ihr vielleicht zu anspruchsvoller König, blieben die Giftpillen wieder unbenutzt. Statt Gift zu nehmen, machte Friedrich am folgenden Tage eine lebendige Schilderung, wie er sich zufrieden und behaglich als Privatmann zurückziehen wolle; er sagte nicht wohin, aber bei seiner freien

religiösen Schmählust hat er damals vielleicht schon, wie 1738 sein frömmerer Vater (vgl. oben S. 10), an das duldsame Holland gedacht, wenn ihm nicht etwa sein „freies“ England oder eine englische Insel vorschwebten, oder ihm gar die Hoffnung geblieben war, man werde ihn als *Marquis de Brandebourg* irgendwo im Reiche belassen. „England ist wie gemacht“, so hatte er kurz vorher (23. VII. 59) zu de Catt gesagt, „um dort in Frieden zu leben und nicht um dort Eroberungen zu machen. Das ist übrigens kein Schaden“. Über die Pläne, die Friedrich der Große 1759, zur Zeit der schwersten Niederlagen, anstatt des ursprünglich ins Auge gefaßten Selbstmordes erwog, berichtet de Catts Tagebuch folgendes (24. XI. 59, also vier Tage nach Maxen):

„Der König unterhielt mich während der wenigen Augenblicke meiner Anwesenheit nur von seinem Plane, sich von der Regierung zurückzuziehen. Er hatte von diesem Plane schon mehrfach gesprochen, aber nie so eingehend wie dieses Mal. Der König sagte: ‚Wenn ich eines Tages aus diesem entsetzlichen Gewirre herauskommen kann, mein Freund, dann wüßte ich wohl, wie ich den mir vom Geschick zugemessenen Rest meiner Tage verbringen möchte. Ich würde mir eine Provinz vorbehalten, deren jährliche Einkünfte sich auf 100000 Taler belaufen müßten. Ich würde mir einige Freunde auserwählen, ehrenhafte, aufgeklärte Leute von verbindlichen Formen, aber keine Schmeichler. Alles, was in meinen Kräften steht, sollte geschehen, um Ehrgeizige und Intriganten fernzuhalten; auch würde ich die Nähe einer Stadt nicht aufsuchen, wo Königtum und steife Ehrerbietung sich nie ganz abstreifen lassen. Ich würde als unverbrüchliches Gesetz aufstellen, daß jeder sich frei bewegen und in Wort und Umgang sich lediglich als mein Freund betrachten soll. Und sicherlich würde ich selbst ihm ein herzlicher, entgegenkommender und treuer Freund sein. Jeder Fremde, das heißt jede gesellige

Natur von Geist und Herz und von einigem Rufe, sollte mit offenen Armen empfangen werden; aber alle die, welche nur die nackte und blöde Neugier anlockt, würde ich geflissentlich fernhalten. Meine Mahlzeit würde sehr einfach sein. Zwölftausend Taler jährlich sollten für meinen Tisch genügen, zwanzigtausend würde ich auf Lieblingslaunen verwenden, und der Rest bliebe für meine Gefährten, die auch nach meinem Tode etwas bekommen sollten, um sich bisweilen meiner zu erinnern. So, mein Freund, würde ich die kurze Strecke Weg, die vor mir liegt, mit Blumen bestreuen.' – Dabei zitierte er mir ein paar Verse aus Chaulieu. Er zeigte mir den Riß eines Wohnhauses für sich und sechs Freunde, den er am Morgen entworfen hatte. Ein angebauter kleiner Flügel sollte ausgezeichnete Gäste aufnehmen, wenn sie sich einige Tage bei ihm aufzuhalten wünschten. Der König schloß mit den Worten: ‚Adieu, mein Lieber, ich will mich zu Bette legen. Denken Sie an mich und meinen hübschen Abdankungsplan. Gute Nacht!‘“

»Friedrichs verwegene Selbstmordpläne waren vergessen oder tauchten nur gelegentlich als kleine *Koketterie* noch in den Briefen auf. Echt Friderizianisches kann de Cart vom folgenden Tage berichten (25. XI. 59): „Er las mir wieder seinen Salomon vor. ‚Glauben Sie, man kann meine Verse neben die Voltaires stellen?‘ Die kleine Mücke, die noch schnaufen kann, ist besser als ein toter Löwe; das ist der Vers, der ihm am besten gefällt.“ Der König sah wohl vor allem deshalb keinen Grund, seine Opiumpillen zu mißbrauchen, weil ihm ja noch eine andere und, mir scheint, viel angemessenere Hoffnung blieb, als nur eine „kleine Mücke“ sein zu müssen. 1760 hatte er im Irrenhaus von Liegnitz Quartier genommen; und er schrieb an de Cart (*Oeuvres* XXIV, 3): „Ich sehe voraus, wenn das so weiter geht, wird man mich am Ende des Feldzuges in das Irrenhaus von Liegnitz einsperren, wo Sie mich wohnen sahen.“

Entweder gefiel es ihm im Irrenhaus oder er wollte sein königliches Opfer- und Duldertum ausharrend auch da bewähren?»

Manfred lächelte einen Augenblick und fuhr darauf sehr ernst fort:

### FRIEDRICHS RETTUNG DURCH ZAR PETER

»Dann kam die letzte *Phase* des „heldenmütigen Durchhaltens“ des großen Königs. Er saß in der Falle, und seine allzu männlichen Gegnerinnen verschmähten lange seine demütigen Friedensangebote.«

Hierauf blätterte Manfred wieder in den „Fragmenten des Freiherrn von Zimmermann“, deren dritter Band noch auf dem Tische lag, und rief gleich mit Entdeckerfreude: »Hier berichtet Friedrichs Doktor über die denkwürdigen Tage, welche damals folgten.« Manfred las vor: „Man sagt, der König sey im Winter von 1761 bis 1762 nach Breslau gekommen, um dort sein Ende abzuwarten. Er habe sich da seinem Schmerz ganz überlassen... Alles sey muthlos gewesen, weil man glaubte, Friedrich sey muthlos. Wirklich habe sich der Monarch niemand mehr gezeigt. Er habe nicht ein einziges Mal weder die Leibgarde gesehen, noch die Parade, und was noch mehr ist, er habe nicht mehr auf der Flöte geblasen... Sichere Nachrichten schien er jedoch zu haben, daß die Kaiserinn Elisabeth bald sterben würde: denn er hatte Befehl gegeben, daß man am Oderthor aufmerksam seyn möchte, wenn ein Russischer Courier ankäme, und solchen keinen Augenblick aufhalte; man mußte sogar des Nachts die Schlüssel daselbst lassen.“

»Und der russische Kurier kam und brachte die heißersehnte Freudenbotschaft: daß Friedrich II. wirklich ein großer und ein standhafter König sei. Friedrich hat in der Tat, wenn auch unfreiwillig, besser durchgehalten als die weniger männliche Kaiserin von Rußland, die schlapp wurde und

starb. Friedrich, der eben noch um Frieden bettelnd in der Falle gesessen hatte, spazierte ruhmvoll wieder heraus.«

Hegemann: »Sie tuen, als ob nur der Tod der russischen Kaiserin den großen König gerettet hätte. Was ihn rettete, war doch die tiefe Bewunderung, welche der neue Zar für den Preußenkönig empfand. Ist es nicht ganz besonders schön für das preußische Volk, zu wissen, daß sein größter König in der höchsten Not nicht durch militärische Übermacht oder einen Zufall des Waffenglücks, sondern durch einen bewunderungswürdigen, moralischen Sieg gerettet wurde? Diesen Triumph des friderizianischen Genies über die Seele des Moskowiters kann nichts verkleinern!«

Manfred: »Nichts, in der Tat. Es sei denn, Sie nehmen Anstoß daran, daß dieser aus Holstein stammende „Moskowiter“ halbverrückt und daß deswegen seine Bewunderung für Friedrich II. durchaus nicht schmeichelhaft gewesen zu sein scheint. Der neue russische Peter III. war ja allen Anzeichen nach ein armer Narr, der an Friedrich II. einen Wesensgleichen bewundern zu dürfen glaubte und jedenfalls einen Narren an ihm gefressen hatte. „Friedrich pflegte ihn in seinen Schreiben nur *le divin* empereur zu nennen.“<sup>1</sup>«

Manfred griff im nächsten Bücherregal nach einem schönen Bande aus dem Insel-Verlage und fuhr fort: »Peters Gemahlin, die große Katharina, erzählt in ihren Memoiren: „Seit seiner Kindheit hatte der Großfürst (Peter III.) für den König von Preußen eine besondere Zuneigung... die später in reinen Wahnsinn ausartete... Er erfuhr mit Bedauern von dem Siege der russischen Armee (Großjägerndorf) über die preußischen Truppen, die er für unbesiegbar gehalten hatte.“ Graf Poniatowski, der spätere König von Polen, scherzte in seinen Memoiren über die preußische Begeisterung Peters III. folgendermaßen: „Man muß wohl annehmen, daß Peters Amme und seine Lehrer dem

Könige von Preußen ergeben waren. Denn von Kindheit an hegte er ein so starkes und gleichzeitig so lächerliches Gefühl der Verehrung und Liebe für diesen Fürsten, daß der König von Preußen selbst einmal über diese Leidenschaft (denn es war wirklich eine Leidenschaft) sagte: „Ich bin seine Dulcinea, er hat mich nie gesehen und hat sich in mich verliebt wie Don Quichotte.“ Es wirkt peinlich, den König von Preußen so undankbar über Peter III., seinen „göttlichen Kaiser“ und den großen Retter Preußens spotten zu hören, denn gesetzt selbst, er sei ein kommißnärriſcher Dummkopf gewesen, unterscheidet sich denn die friderizianische Begeisterung der preußischen Gelehrten irgendwie von der Schwärmerei des rettenden Peter III.? Treue Hundeseelen, denen das wahre Wesen ihres vergötterten Herrn unbegreiflich bleibt, die aber entschlossen sind, alles zu tun, um ihn vor der Verachtung der Menschheit zu retten!«

Hegemann: »Übrigens war ja der Siebenjährige Krieg durch den vorübergehenden Übertritt der Russen noch lange nicht ohne weiteres gewonnen. Friedrich der Große mußte vor und nach der Ermordung Peters III. noch bedeutende Proben seines überlegenen Diplomaten- und Feldherrngenies geben, bevor Preußen endgültig als Großmacht anerkannt wurde.«

»„Diplomaten- und Feldherrngenie“! – das wird Ihnen vielleicht scherzhaft klingen, wenn Ihnen die Schilderung der damaligen russischen Vorgänge bekannt wird, wie sie der preußentreue Professor Kurd von Schlözer gegeben hat. Lucchesini hat Ihnen bereits « (oben S. 136 f.) » von dem merkwürdigen Geschick erzählt, mit dem Friedrich der Große den Professor Groß durchprügeln ließ und sich so bei dessen Bruder, dem russischen Gesandten, einschmeichelte. Es darf Sie deshalb nicht wundern, daß Friedrichs Verehrer de Catt am 5. September 1759 seinem Tagebuche folgendes aus der Unterhaltung mit dem diplomatischen



Könige anvertrauen konnte: „Groß, der russische Gesandte in Berlin, hat viel zum Bruch beigetragen. Der König konnte ihn nicht leiden. Zu einem Feste lud er alle Minister ein, nur den russischen nicht.“ Der verschlagene Friedrich rechnete nämlich besonders auf das Bündnis mit Rußland.“ (Vgl. oben S. 124.)

Manfred blätterte in Schlözers „Friedrich der Große und Katharina die Zweite“<sup>1</sup>, wo er sich verschiedenes angestrichen hatte, und fuhr fort:

»Nachdem sich „das fast blinde Vertrauen“, das die vorige russische Kaiserin, Elisabeth, anfangs für Friedrich II. genährt hatte, durch Friedrichs unbegrenzte diplomatische Taktlosigkeit in Haß verwandelt hatte, waren die Überbringer von Friedrichs ungeschickten Friedensgesuchen in Rußland einfach ins Gefängnis gesteckt worden. Umgekehrt weigerte sich plötzlich der neue Czar Peter, die Botschafter der eigenen Verbündeten Österreich und Frankreich zu empfangen. „Dagegen fand jetzt kein Fest bei Hofe statt, kein vertraulicher Cirkel, zu welchem Goltz (Friedrichs neuer Botschafter) nicht regelmäßig eingeladen wurde.“ Selbst ein Gesandter Friedrichs kann Erfolg haben. Friedrich II. hatte in der Tat beim Kaiser Peter III. einen Gesandten, mit dem er wirklich zufrieden war, in dem er also nicht nur einen „Briefträger“ sah. Der russische Kaiser „sprach von König Friedrich nie anders als: ‚der König, mein Herr.‘ Daß dieser ihn zum Hauptmann ernannte, rechnete er sich zur größten Ehre an“. Der Typ des preußischen Reserveoffiziers! Schlözer erzählt:

»„Die Unterhaltung berührte dann vornehmlich die Angelegenheiten des Königs... ‚Es gibt kein Regiment der preußischen Armee, von dem der Kaiser nicht die letzten drei oder vier Kommandeure bei Namen nennen könnte‘, berichtete Goltz an Friedrich. ... Die Erhebung zum preußischen General-Lieutenant erfüllte das Herz des Czaren mit freudiger Rührung, und nicht ohne Groll schreibt der

sächsische Gesandte: „Der König von Preußen ist der Kaiser von Rußland.“ – „Die Umsicht und das ‚Geschick‘ des preußischen Botschafters verschafften dem jungen gewandten Diplomaten die schmeichelhafteste Anerkennung seines Königs.“ Kaiser Peter III. ahmte seinen vergötterten Friedrich auf das genaueste nach, nur daß er an Stelle des Französischen, das den Preußenkönig begeisterte, ebenso rückhaltlos das Preußische setzte. Ein Sieg des preußischen Geistes im Osten. Peters „Bevorzugung seiner deutschen Leibwachen vor den russischen Garden, die höhrende Verachtung, die er gegen alles russische Wesen und gegen die Nationalkirche zur Schau trug neben der fast kindischen Nachahmung preußischer Einrichtungen, besonders aber die rohe Behandlung seiner Gemahlin...“ diese von Professor v. Schlözer berichteten Dinge waren alle in Preußen – stets mit Bevorzugung von französischen statt „preußischen Einrichtungen“ – durchaus am Platze und wurden von Preußens König genau geübt und gehörten zu seiner „Größe“. Auch Friedrichs schlesische Eroberungskriege wollte Peter III. getreulich nachahmen. Schlözer berichtet weiter: „Nun sollte gar ein abenteuerlicher Feldzug unternommen werden, um alte Ansprüche auf die schleswigschen Besitzungen zur Geltung zu bringen, nach deren Erwerbung kein Mensch auch nur das leiseste Gelüste zeigte. Schon war der Tag zum Aufbruch der Garden bestimmt; Peter selbst wollte die Führung des Krieges leiten.“ Und bei dieser russischen Eroberung des deutschen Schleswig-Holstein wollte Friedrich der Große dem russischen Kaiser bekanntlich helfen.« (Vgl. oben S. 148 f.)

»Aber ganz so sklavisch wie die Preußen waren die Russen nicht. Die „roh behandelte Gemahlin“ Peters war nicht – wie Friedrich II. es von der seinen behauptete<sup>1</sup> – eine „alte Kuh“. Allerdings hatte der von Friedrich II. so schmeichelhaft gelobte preußische Gesandte seinem König geschrieben: „Ich muß Ihnen, Sire, unter dem Siegel der tiefsten

Verschwiegenheit mitteilen, daß die Politik des russischen Hofes mir auferlegt, mich nicht zu sehr um Beziehungen zur Kaiserin zu bemühen.“ Der „umsichtige“ preußische Gesandte, seinem König an Scharfblick ebenbürtig, hielt sich darum um so enger an die Person des Kaisers und wurde auch zusammen mit dem Kaiser und seinem russenfeindlichen Hofstaat in Oranienbaum — seinem Sanssouci — von der großen Katharina gefangen genommen, nachdem er gemeinsam mit dem Kaiser zu fliehen versucht hatte. Seine Eigenschaft als Gesandter rettete ihm das Leben; aber er bat seinen großen König um Rückberufung, da — so schrieb er selber — „die Entfremdung der Personen, mit denen ich früher verkehrte, es mir unmöglich macht, irgendwelche Beziehungen aufrecht zu erhalten.“ Das war wenige Wochen, nachdem seine „Meisterstreiche“ von Friedrich II. mit den Worten bewundert wurden: „*Vos coups d'essay, mon cher, sont des coups de maître*“. Friedrich mußte sich dann nach weniger meisterlichen Gesandten nach Rußland umsehen und geriet im Laufe der Zeit schließlich auf Goethes Gegenspieler, den weimarischen Prinzenerzieher Graf Goertz.« (Vgl. oben S. 126 und 78.)

»Die Russen waren nicht wie die Preußen bereit, sich der dreisten Ausländerei ihres Herrschers zu unterwerfen. Gewiß, auch Katharina, geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst, war Ausländerin. Aber sie war nicht, wie Friedrich II. und sein ebenbürtiger Bewunderer Paul III., blind für die Grundlagen wahrer Macht. Schon im Jahre 1755 schrieb der englische Gesandte Williams über die Erfolge der jungen deutschen Prinzessin in Petersburg: „Seitdem die Großfürstin in dies Land gekommen ist, hat sie sich durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel bemüht, die Liebe der Russen zu gewinnen. Sie lernte sehr fleißig ihre Sprache und spricht sie jetzt, wie Russen mir sagen, vollkommen gut.“ Friedrich II. prahlte, er könne Deutsch wie ein Kutscher sprechen. Ein König muß in der Tat den Ver-

stand eines Kutschers haben, um die Sprache seines Volkes nicht besser zu lernen. Oder wollen die preußischen „Historiker“ auch da wieder ein Goethewort verzerren und behaupten, die russische Sprache sei „eben schon entwickelter“ gewesen als die deutsche, die einem „literarisch so hochgebildeten“ Manne wie Friedrich „doch noch nicht“ genügen konnte? (Das ganze Werk Kosers ist ein kratzfüßelndes „doch nicht“.) Diese preußischen „Historiker“ sind allzu begierig, die Deutschen zu Ehren ihres romantischen Königs zu erniedrigen.

»Katharina war auch Schülerin Voltaires, aber „geistreicher“<sup>1</sup> als Friedrich II. — Sie verstand, daß man ein Volk beherrschen kann, ohne es zu verachten. Als sie ihren preußenschwärmenden Gemahl beseitigte — v. Schlözer wird lyrisch — „sprengte sie auf einem weißgrauen, getigerten Hengste in die Mitte ihrer Garden. Sie trug die Uniform des Regiments Preobraschensk“, « Manfred schnalzte spottend oder bewundernd mit der Zunge, » „nicht die neue Uniform, die ihr Gemahl zum Unwillen der ganzen Armee nach preußischem Muster kürzlich eingeführt, sondern die alte bekannte, wie sie von Peter dem Großen angegeben war. Auf ihrer Brust glänzte der Andreasorden“. Und die preußischen „Historiker“ streben nach dem Orden „*pour le mérite*“, der dem „Wirrkopfe“ Carlyle für Verherrlichung des französelnden Königs verliehen wurde. Wirkt Friedrich II. neben Katharina, auch wenn man an seine *Commis rats de cave, Faugeurs, Visiteurs, Controleurs* und *Anticontrebandiers etc. etc. etc.* denkt, nicht wie ein anderer Paul III., wie ein geistig Zurückgebliebener?

»Katharina lernte Russisch. Der englische Gesandte schrieb, 1755, weiter über Katharina: „Sie hat ihr Ziel erreicht und wird hier in hohem Grade geliebt und geachtet. Sie besitzt große Kenntnisse von diesem Reiche und macht es zum Gegenstande ihrer eifrigsten Forschung. Der Großfürst (also der spätere Kaiser Peter III.) hat viel Vertrauen zu sei-

ner Gemahlin und sagt oft: er selber verstehe zwar Nichts, seine Frau dagegen verstehe Alles.“ Gewiß, Friedrich II. war vielleicht nicht klüger, aber sicher weniger *galant* als Peter III., und es ist ein Jammer, daß uns die Weltgeschichte den Anblick vorenthielt, den Friedrich II. gewährt hätte, wenn ihn eine große Frau wie Katharina unter den Pantoffel genommen hätte. Als den König von Preußen ließ die russische Kaiserin ihn gelten, weil sie ihn sofort brauchbar für den Kampf gegen das gefährliche Deutsche Reich erkannte. Wenn Katharina Friedrichs Frau gewesen wäre, hätte man etwas Lustigeres erlebt; oder ein Königsopfer?« Manfred begann lachend das Bild Friedrichs unter dem Pantoffel zu malen. Ich unterbrach ihn: »Peter III. war kein Feldherr wie Friedrich der Große, der nach Peters Tode noch gewaltige Proben seines Feldherrngenie ablegen mußte, bevor er den Siebenjährigen Krieg gewann.«

#### FRIEDRICH II. ALS FELDHERR

#### UND ALS „ERMATTUNGS-STRATEGE“

Manfred: »Proben seines eigenen Feldherrngenie hat Friedrich II. nach den rettenden Taten der „Moskowiter“ wohlweislich kaum mehr abgelegt. So viel erziehliche Wirkung scheint die große Demütigung der Zeit nach Kunersdorf und Maxen doch auf ihn gehabt zu haben. Selbst nachdem die Freudenbotschaft aus Rußland endlich eingetroffen war, fand er seine unbekümmerte Verantwortungslosigkeit nicht gleich wieder, mit der er früher so oft „seine treffliche Armee ganz unnützerweise aufgeopfert hat“, wie Goethe und ähnlich Napoleon<sup>1</sup> es ausdrückten. Prinz Heinrich hatte seinem königlichen Bruder vorgeworfen: „Mein Bruder wollte immer bataillieren, das war seine ganze Kriegskunst.“ Dazu bemerkt der zollerntreue Professor Hans Delbrück in einer seiner kritischen Anwendungen: „Fragen wir einmal mit Prinz Heinrich, was

haben Friedrich seine Schlachten denn genützt? Er selbst scheint ja der brüderlichen Kritik zuletzt recht gegeben zu haben... namentlich dadurch, daß er in den beiden letzten Jahren des großen Krieges... keine Schlacht mehr geliefert hat,... obgleich der Übertritt der Russen ihm zeitweilig die numerische Überlegenheit gab.“

Thomas Mann: »Sie unterschätzen die Bedeutung des friderizianischen Angriffsgeistes, der gegen allen Geschmack der Zeit war und ans Barbarische grenzte. Friedrich verachtete die „verfeinerte“ Kriegführung seines Jahrhunderts. Er verachtete auch die verschanzte Stellung, die sonst in so hohen Ehren stand. Den Feind zur *bataille* zwingen! Angriff! Angriff! *Attaquez donc toujours!*«

Manfred warnte lachend: »Vorsicht, Vorsicht! Sie tragen Verwirrung in die Reihen der Kärner zum Denkmale Friedrichs II. Sie sagen: „Friedrich verachtete die verfeinerte Kriegskunst seiner Zeit.“ Die auf preußischen Lehrstühlen sitzenden Bewunderer Friedrichs sind beinahe übereingekommen, das Gegenteil zu behaupten, und ziehen es vor, Friedrichs II. militärische Unzulänglichkeiten als die Fehler eines großen Konservativen zu erklären, der sich geradezu entschuldigt, wenn er einmal von den kanonischen Lehren der Kriegskunst abweicht, und der im großen Condé, im großen Turenne die höchsten Vorbilder sieht.« (Vgl. Koser, I, Seite VIII.)

Thomas Mann: »Friedrich wollte die Schlacht um jeden Preis. Er hat gesagt: „*Bataillen* gehören dazu, um zu *dezidieren*.“«

Manfred: »Beamtete Bewunderer seiner Kriegskunst weisen lieber auf folgende, entgegengesetzte Äußerung Friedrichs II. hin: „Es gibt allerdings Lagen, wo man sich schlagen muß, man soll sich aber nur dann darauf einlassen, wenn der Feind, sei es beim Lagern, sei es beim Marsch, nachlässig ist oder wenn man ihn durch einen entscheidenden Schlag zwingen kann, den Frieden anzunehmen. Es

steht übrigens fest, daß die meisten Generale, welche sich leicht auf eine Schlacht einlassen, nur deshalb zu diesem Auskunftsmittel greifen, weil sie sich nicht anders zu helfen wissen. Weit davon entfernt, dieses ihnen als Verdienst anzurechnen, sieht man es vielmehr als ein Zeichen mangelnden Genies an.«

Thomas Mann: »Ich erinnere Sie an Torgau, wo Friedrich dies alles widerlegte.«

Manfred: »Wegen Torgaus entschuldigte sich Friedrich in seinen Denkwürdigkeiten. Und er hatte Grund dazu, denn es war ein auf das teuerste erkaufter Sieg, ein Scheinsieg, der keinen Erfolg hatte, wie Hans Delbrück feststellt: die Österreicher gingen nur drei Tagemärsche weit zurück und blieben im Besitze Dresdens, das Friedrich durch die Schlacht bei Torgau erobern wollte. Wenn Delbrück recht hat, dann war Torgau einer von den blutigen, wertlosen Siegen wie die, um deretwillen Friedrich II. den Schweden Karl XII. getadelt und einen „Hanswurst im Furchtbaren“ genannt hat. Sie sind wirklich nicht scherzhaft, diese friderizianischen „Siege“. Bei Torgau wird Friedrichs Verlust auf 14 — 20 000 Mann geschätzt. „Es kostet ihm seinen Kopf, wenn die Zahl bekannt wird“, sagte er zu dem anhaltischen Bastard, der ihm die Rechnung brachte. Bei Sedan, wo der Erfolg nicht „doch nur mäßig“ war (wie Delbrück den Erfolg von Torgau bezeichnet), verlor Moltke 3000 Tote und es gab 6000 Verwundete, und dabei waren 1870 die Waffen furchtbarer und die Heere größer.

»Wer deswegen an Friedrichs Genie zweifelt, wird von den Friedrichstheologen mit geheimnisvollen Gebärden auf Friedrichs „Durchhalten“ hingewiesen, das nicht etwa mit Friedrichs überlegenem Heere und mit dem Tode der Kaiserin von Rußland, sondern mit dem Genie Friedrichs und der unverwüstlichen Kraft des friderizianischen Preußen erklärt wird. Als ob es Friedrich II. und nicht vielmehr seine Gegner gewesen wären, die „durchhielten“ und

seine demütigen Friedensangebote ablehnten! Und als ob es nicht klar und von Friedrich II. selbst immer wieder betont worden wäre, daß die mächtigen Feinde Deutschlands, damals wie vorher und nachher, die Erhaltung des reichsfeindlichen Preußen duldeten oder gar begrüßten und förderten, weil dadurch das Deutsche Reich, das bis dahin noch deutsche, mittlere Europa, machtlos gehalten und politisch ausgeschaltet wurde.

»Ist nicht der angebliche „Sieg des friderizianischen Genies über die feindliche Welt“, und gerade auf militärischem Gebiet, eine irreführende Deutung der Ereignisse? Wie sich die Kriegskunst damals entwickelt hatte, befand sich ein kleines, einheitliches und straff geführtes Heer in besonders vorteilhafter Überlegenheit gegenüber großen, uneinig geführten Heeren mit geringerer Manneszucht, wie etwa ein Scharfschütze mit einem guten Gewehr und genügend Patronen mehr wert ist als viele uneinige Gegner mit den Armen voller Gewehre? Der große Turenne, dem Friedrich II. nacheiferte, wollte nicht mehr als 30000 Mann haben, und zur Zeit Friedrichs II. galt noch auf militärischem Gebiete, was eine der Kriegslehren jener Zeit behauptet: „Ein Kriegsheer von 40000 bis 50000 Mann wohl *resolvirter* und *disciplinirter* Leute ist *capable*, alles zu unternehmen, ja es kann sich ohne Verwegenheit gleichsam versprechen, die gantze Welt zu gewinnen. Was demnach über diese Zahl sich findet, ist nur überflüssig und erweckt lauter Ungelegenheit und *Konfusion*“; aber daß Friedrich II. verschiedentlich mit einem kleinen Heer ein großes schlug, ist nicht etwa selbstverständlich, sondern die Folge überirdischen Feldherrngenies?! Friedrich II. und sein Volk opferten das geistige Leben der preußischen „*nation*“ dem Zwecke, ein Heer zu schaffen, mit dem ein feldherrlicher Staatsmann hätte „die gantze Welt gewinnen“ können; diese ganze Welt steckten die Engländer in die Tasche, während Friedrich II. noch nicht einmal Sachsen



gewinnen konnte; Sachsen zu gewinnen gilt ja heute vielen seiner Getreuten als der wahre und würdige Zweck des „dritten schlesischen Verteidigungskrieges“.« (Vgl. unten S. 394 f.)

Hegemann: »Sie vertraten schon früher einmal (oben Seite 138 f.) die Auffassung, Friedrich der Große habe nicht durch seinen überlegenen Geist, sondern dank seines überlegenen Heeres und dank der Gunst des Zufalls gesiegt...«

Manfred: »... gesiegt nur etwa in der Hälfte der in seinen Kriegen geschlagenen Schlachten, und auch das nur, wenn Sie die Siege des englischen Heeres unter Ferdinand von Braunschweig mitrechnen. Ich meine, nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit hätte Friedrichs überlegenes Heer unter erträglicher Führung mehr als fünfzig vom Hundert Siege erwarten dürfen.«

Hegemann: »Widerlegt nicht der Ausspruch Napoleons nach der Schlacht von Jena Ihre Auffassung von der Überlegenheit des friderizianischen Heeres? Sagte Napoleon nicht: „Ich habe nur das Heer Friedrichs des Großen, nicht aber seinen Geist besiegt“?«

Manfred: »Auch Napoleon war gelegentlich sehr höflich!<sup>1\*</sup> aber der Deutsche lügt nicht, wenn er höflich widerspricht. Oder ist es der überlegene Feldherrngeist Friedrichs des Großen, der aus folgenden Zugeständnissen spricht, die Friedrichs Verehrer, Hans Delbrück, bei seinem Versuche einer Ehrenrettung Friedrichs II. gemacht hat:

»Über Friedrichs Sieg bei Mollwitz sagt Delbrück: „Es blieb Friedrich, wie er selbst nachher an Leopold von Dessau schrieb, ‚kein anderes Mittel übrig‘, als den Feind anzugreifen. An Infanterie waren die Preußen fast um das Doppelte (18000 gegen 9800), an Artillerie um fast das Drei-

\* Auf Napoleons Urteil über Friedrichs II. Feldherrnkunst ist Manfred einmal ausführlich eingegangen. Diese Unterhaltung erscheint gesondert unter dem Titel: »Napoleon, oder der „Kniefall vor dem Heros“.«

fache (53 Geschütze gegen 19) überlegen, an Kavallerie aber sehr viel schwächer (4600 gegen 6800). Infolge dieser Überlegenheit an Kavallerie stand die Schlacht bei Mollwitz eine Zeitlang sehr zweifelhaft; die österreichischen Reiter hatten die preußischen vom Schlachtfelde fortgefeht, und ‚alte Offiziere sahen‘, wie Friedrich in seinen Denkwürdigkeiten schrieb, ‚den Augenblick kommen, wo dieses Korps ohne Munition sich würde ergeben müssen‘. Um wenigstens den König persönlich zu retten, überredete ihn der Feldmarschall Schwerin, das Schlachtfeld zu verlassen und zu versuchen, ob er im Bogen um die Österreicher herum zu den preußischen Truppen gelangen könne, die noch weiter nördlich in Schlesien standen. Als aber der vermutlich stark aufgeregte König entfernt war, gelang es Schwerin, die Infanterie und Artillerie wieder zum Vorgehen zu bringen, und die Österreicher mußten der Überlegenheit ihres unablässig rollenden Feuers weichen.“ Oder hören Sie Delbrück über friderizianische Siege des Siebenjährigen Krieges: „Friedrich hätte Ende Juli 1756, als die Lage politisch reif war, mit überwältigender Überlegenheit in Böhmen einbrechen können, und man sieht nicht, wie die Österreicher ihm bis Wien hätten einen Widerstand entgegensetzen können, dem er nicht überlegen gewesen wäre.“ ... „Hier wäre der Grundsatz ‚kurze kräftige Schläge und dann einen schnellen, vorteilhaften Frieden‘ (wie es 110 Jahre später geschehen ist) am Platze gewesen. Friedrich aber dachte ganz anders. Seine Forderung, daß Preußens Kriege kurz und lebhaft sein sollten, ist nicht im modernen Sinne zu verstehen...“ Das heißt, diese Forderung des literarischen Königs war, wie so vieles bei ihm, nur schlechtverdaute Literatur. Er rühmte: „Unsere Truppen sind so beweglich und *agil*... mit dergleichen Truppen könnte man die ganze Welt bezwingen,“ und entwarf 1744, um den Franzosen Elsaß zu retten, den Plan „eines Feldzuges an der Donau; durch einen Marsch nach Wien wollte

Friedrich im zweiten Kriegsjahr dem Gegner, den Fuß auf die Gurgel setzen“ (Koser, I, 231). Aber wie „*agil*“ auch seine Truppen waren und gleichviel, ob seine Kriege zwei oder sieben Jahre dauerten, er setzte nie seinen Fuß nach Wien noch „auf die Gurgel“ des Feindes. Er machte die Pläne eines Alexander, Napoleon oder Moltke, aber er blieb stets nur – Friedrich II.

»Professor Delbrück macht in seiner Ehrenrettung dieses dichtenden Zauderers weiter folgende Zugeständnisse: „Bei Lobositz waren die Preußen infolge eines gegen den königlichen Befehl unternommenen gescheiterten Kavallerieangriffs eigentlich geschlagen, und der König hatte das Schlachtfeld bereits verlassen, als er zurückgeholt wurde, weil die Preußen eine vorgeschobene Stellung der Österreicher, die die preußischen Generale für die Hauptstellung hielten, nach schwerem Ringen den österreichischen leichten Truppen entrissen hatten und nun die Schlacht für gewonnen hielten. Sie war es nicht, die Hauptstellung der Österreicher war kaum berührt und die Armee der preußischen vollauf gewachsen, aber der Erfolg blieb schließlich doch den Preußen, weil Browne seinen Vorteil nicht erkannte und die Schlacht nicht fortsetzte.“ ... „Friedrich selber hat in einer späteren Schrift das Fehlschlagen seines Feldzugsplanes von 1757 darauf zurückgeführt, daß die Schlacht bei Prag, lediglich durch die Truppen gewonnen, die ganze Armee des Prinzen Karl nach Prag hineinwarf, und so die Belagerung dieser Stadt unmöglich machte.“ ... „Friedrich hatte es, ... für nötig gehalten, sich wegen seines Angriffs bei Kollin zu entschuldigen; ... die Schlacht bei Kollin ist nicht durch diesen oder jenen einzelnen Fehler verloren gegangen, sondern weil sie von vornherein, wie wir heute die Dinge übersehn, ungewinnbar war. Daun hatte 54000 Mann gegen 33000 in einer so vorteilhaften Stellung, daß nicht nur schwer heranzukommen, sondern auch jede Bewegung des Angreifenden von weit her zu er-

kennen war ... Friedrichs eigene Vorstellung, es hätten ihm nur vier Bataillone gefehlt, um zu siegen, ist als eine Selbsttäuschung anzusehen und abzulehnen ... Prag, Kollin, Roßbach, Leuthen ... abwechselnd Siege und Niederlagen, deren Verwindung noch höheren Ruhm verdient als selbst die Siege. Kein Zweifel, daß in dem Versuch, die ganze österreichische Armee in Prag gefangenzunehmen, eine Überspannung lag und daß der Angriff auf die doppelt so starke österreichische Armee bei Kollin in ihrer überaus günstigen Stellung eine Tollkühnheit war ... Hätte Friedrich die Schlacht bei Prag und dann auch die Schlacht bei Kollin und weiter die Schlachten bei Zorndorf und Kunersdorf nicht geschlagen, so würde er den Krieg leichter und besser haben durchhalten können ... Es ist richtig, daß diese Schlachten vermeidbar waren; daß sie ihren Ursprung nicht in einer inneren sachlichen Notwendigkeit, sondern in dem persönlichen Gutbefinden, in der Subjektivität des Feldherrn hatten.“ ... „Bei Kunersdorf ist Friedrich, wie Clausewitz das ausdrückt, ‚in die Schlinge seines eigenen Systems der schiefen Schlachtordnung gefallen‘ ... Es ist dem Könige oft, namentlich von Napoleon, zum Vorwurf gemacht worden, daß er sich zur Entscheidung bei Kunersdorf nicht stärker gemacht habe ... Man kann ... sagen: das eigentliche Grundproblem des Siebenjährigen Krieges sei: wie war es möglich, daß Friedrich die Niederlage von Kunersdorf überstand?“ (Friedrichs Verlust bei Kunersdorf schätzt Delbrück auf „19000 Mann und die Artillerie“.) Auf diese Frage antwortet Delbrück besonders durch zwei Gründe. Der Feind war nicht einmütig. „Ein Zusammenwirken ist bei Bundesgenossen erfahrungsmäßig sehr schwierig.“ Und: „Bei Kunersdorf war nicht das preußische Heer, sondern nur die Hälfte des preußischen Heeres geschlagen worden.“ Das war gerade, was Napoleon tadelte; ihm schien es unbegreiflich, daß Friedrich nicht gewagt hatte, beide Hälften seines Heeres

auf eine Karte zu setzen und „vereint zu schlagen“, statt sich schlagen zu lassen.

»Die Berichte von der kriegerischen Überlegenheit Friedrichs des Großen erinnern etwas an Achim von Arnims Erzählung von dem „tollen Invaliden“, der mit seiner überlegenen Kanone eine friedliche Stadt lange in Schrecken setzt, oder an den Bericht von dem Neger in Savannah, dem ein geladenes Gewehr in die Hand fiel, womit er eine Straße der Stadt im Schach hielt, bis er sich betrank. Wenn Friedrich II. nicht gedichtet hätte und wenn er nicht „Ermattungsstrategie“ sondern ein Feldherr gewesen wäre, hätte er allerlei Erstaunliches ausrichten können mit seinem einzigartigen und durch schrankenlose Anwendung der Prügelstrafe<sup>1</sup> eigentümlich überlegen gemachten Heere. Aus Friedrichs II. Jugendbriefen weiß man, wie er im Rheinfeldzug von 1734 über Prinz Eugen gelacht hat, als der, erstaunt über die Leistungen des preußischen Hilfstrupps, die kaiserlichen Truppen auf preußisch drillen ließ. Goethe sagt bei der Schilderung seiner Straßburger Zeit: „Friedrichs Übergewicht in allem offenbarte sich am stärksten, als in der französischen Armee das preußische *Exercitium* und sogar der preußische Stock eingeführt werden sollte.“ Die Äußerungen verdutzter Bewunderung, die Marschall Belle-Isle über die Truppen Friedrichs II. schon 1741 nach Versailles berichtete, klingen wie das Entsetzen des Schneidermeisters im Egmont: „Diese Kerle sind wie die Maschinen, in denen der Teufel sitzt“. Aus den von Lucchesini mitgeteilten Worten Friedrichs II. geht hervor, daß der König von den Feldherren seiner Zeit höchstens den Marschall von Sachsen als seinesgleichen anerkennen konnte.<sup>2</sup> Dieser einzige Nebenbuhler, ebenfalls ein — Deutscher, focht aber auf derselben Seite wie Friedrich, also auf Seite der Franzosen. Könnte etwas lächerlicher sein als der Briefwechsel, den diese beiden Deutschen, die größten Feldherren des Rokoko, miteinander in schlechtem Fran-

zösisch führten, um sich gegenseitig zu helfen, den Vorteil ihres Herrn, des Königs von Frankreich, wahrzunehmen, gegen die „Tyrannei“ Maria Theresias? 1745 schrieb der französische Marschall von Sachsen an den preußischen *Federic*: „Die Art, wie das Heer Euer Majestät zusammengesetzt und gedrillt ist, sichert Ihnen notwendigerweise den Sieg.“ Nicht nur Moritz von Sachsen verkannte, daß unter einem dichtenden Friedrich selbst das überlegenste Heer besiegt war. Nach dem „Siege“ von Mollwitz bewarben sich Gesandte Frankreichs und Englands wetteifernd um die Dienste dieses Heeres und zerstörten im Kopf seines Führers etwaige Zweifel, daß er, trotz seiner Flucht aus der Schlacht, ein großer Feldherr sei; im Berichte des französischen Gesandten hört man Friedrich II. schon damals erklären, wie man eine Schlacht — gewinnt. Auch da ganz Dichter!«

Während der letzten Äußerungen Manfreds hatte Frau Ellis in Begleitung von Dr. Martin Hobohm das Zimmer betreten.\*

Nachdem das Gespräch eine Welle im Allgemeinen verweilt hatte, kam man auf Friedrich II. zurück, und Dr. Hobohm vertrat, wie er es heute noch tut, die Überlegenheit

\*Professor Hobohm ist derselbe Berliner Historiker, der nicht nur durch seine große Arbeit über Machiavelli, sondern auch durch seine nachdrückliche Verteidigung Hans Delbrücks und seiner vielumstrittenen Ehrenrettung der friderizianischen Strategie bekannt geworden ist. Noch viel später, nach Abdankung der Hohenzollern, hat Dr. Hobohm es für unangebracht erklärt, die Schwächen Friedrichs des Großen schonungslos bloßzustellen. Eigentümlicherweise zog er sich dadurch ein langatmiges Reim-dich-oder-ich-freß-dich des Berliner Kladderadatsch zu. Das Gedicht erschien am 9. November 1924 unter dem Titel „Hobohm der Große“. Aus der Überzahl der meist sinnlosen Strophen seien hier folgende angeführt, die unwiderleglich von der Selbsterkenntnis, der Verskunst und dem Schliff der Kladderadatsch-Poeten zeugen:

Friedrichs des Großen als Feldherrn, während Manfred, der auch auf diesem ziemlich technischen Gebiete erstaunlich beschlagen schien, starke Zweifel laut werden ließ. Es entspann sich eine Unterhaltung, aus der nur wenige Stellen (und die meist nur aus Manfreds Äußerungen) klar in meinem Laiengedächtnis haften blieben.

Manfred scherzte über die eigentümlich ausschlaggebende Rolle, die Seydlitz in den Siegen von Roßbach und Zorn-dorf anerkanntermaßen gespielt hat, und über den eigentümlichen Umschlag eines friderizianischen Sieges in eine Niederlage, als Seydlitz bei Kunersdorf verwundet und ohnmächtig wurde. Später las Manfred die merkwürdigen Sätze vor, mit denen de Catt am 21. Oktober 1758 eine Schilderung von Friedrichs Niederlage bei Hochkirch schließt: »General Seydlitz bittet, der König möge seine nutzlos geopfert Infanterie zurückgehen lassen. ‚Aber‘, antwortete der König, ‚wenn ich sie zurückgehen lasse, werde ich die Schlacht verlieren‘. ‚Gut,‘ gibt Seydlitz zurück, ‚ich hoffe Euer Majestät wird sie gewinnen;‘ und er gibt

---

Wir hatten den alten Fritzen lieb,

Wir alten Rhinozerosse!

Vernehmt nun, was ein Professor schrieb,

Ein schwarzrotgelber Genosse,

..... Herr Hobohm schreibt —

So nennt sich besagter Professor —

Daß ungesagt so manches bleibt

Aus purer „Schonung“ besser,

.....

Ja, gutes Hoböhmchen, ich sage zu mir,

Mit sanfter Ruhevermahnung,

Betracht' ich so dein Gesichtsgeschmier:

Du hast ja keine Ahnung!

Es ist erfreulich, aus diesem Gedichte entnehmen zu dürfen, daß auch der „Kladderadatsch“ die Zeit für eine offene Aussprache über Friedrich II. für gekommen erachtet. Der Versuch wird hier gemacht.

seinem Pferd die Sporen und kehrt zur Kavallerie zurück.“  
Auch sprach Manfred von den überraschenden Entdeckungen, die in den Beiheften zum Militär-Wochenblatt von 1882 und 1884 veröffentlicht sind und denen zufolge „Friedrichs berühmter Plan einer *konzentrischen Offensive* nach Böhmen von General Winterfeldt stammt, während sich des Königs eigener Plan durch große Zersplitterung der Kräfte, den Mangel jeden *Initiativgeistes* und durch eine ganz merkwürdige, fast unbegreifliche Künstelei auszeichnet.“

Dr. Hobohm betonte, daß gerade die vielgerügten strategischen Fehler Friedrichs II. sich bei näherer Betrachtung als Zeichen eines überlegenen Feldherrngenies herausstellten, und daß sie sich alle aus der erst von Hans Delbrück ins richtige Licht gestellten eigenartigen Fechtweise des großen Königs erklären. Zum Wesen dieser Fechtweise, der sogenannten „*Ermattungsstrategie*“ gehöre es, oft die Schlacht zu verschmähen, um sich statt dessen aufgeschicktes Manövrieren zu verlassen. In dieser „*Ermattungsstrategie*“ sei Friedrich II. unübertrefflicher Meister gewesen. « Manfred war völlig im Bilde; er griff lachend nach einem Buch (es war Delbrücks Schrift: „Über die Verschiedenheit der Strategie Friedrichs und Napoleons“) und las folgenden Satz vor: »„Auf diese Weise hat im Jahre 1744 der österreichische Feldmarschall Traun Friedrich den Großen sozusagen ohne einen Schuß zu tun und doch unter dem größten Verlust der Preußen durch Strapazen, Mangel und Desertion aus Boehmen herausmanövriert.“ Dasselbe kann man vom „Kartoffelkriege“ von 1778/79 sagen, in dem Loudon und Joseph II. den König von Preußen und seinen Bruder Heinrich aus Böhmen hinausmanövrierten, wobei die Preußen durch Fahnenflucht und Krankheit Verluste erzielten, die bis auf 25 000 Mann und 10 000 Pferde veranschlagt werden.<sup>1</sup>«

Bald darauf wandte sich Manfred wieder an Thomas Mann.



Manfred: »In der Tat, wenn Sie dem großen Friedrich Gedanken aus der heutigen Felddienstordnung unterschieben, untergraben Sie leichtsinnig die Grundlagen des mühsam gebauten Tempels zur Verehrung der rätselhaften friderizianischen Kriegskunst. Es ist Ihnen vielleicht nicht bekannt, daß beim Betrachten der Feldherrntätigkeit Friedrichs II. die fleißigsten Schüler Napoleons und Moltkes unwillkürlich so sehr an Stümperei denken mußten, daß es schließlich der Berliner Universitätsprofessor Hans Delbrück übernahm, an seinem Studiertisch für literarische Zwecke eine ganz neue Kriegskunst zu erfinden. Das Wesen der neuen Kunst besteht darin, daß sie, rückwirkend angewandt, Friedrich als einen großen Feldherrn auch da erscheinen läßt, wo sein Verhalten allen heutigen Begriffen von feldherrlicher Tüchtigkeit widerspricht. Im Dienste der preußischen Sache hat sich Herr von Delbrücke einen schlaunen Zauber ausgedacht: die sogenannte „Ermattungsstrategie“. Das Wort birgt einen Doppelsinn. Die Grundsätze der „Ermattungsstrategie“ erlauben es nämlich nicht nur dem König, seine Gegner matt zu setzen, sondern auch sich selbst matt zu zeigen, selbstredend nur dem Grundsätze seiner Kunst zuliebe. Delbrück nennt das auch „doppelpolige Strategie“. Gewiß soll Friedrich II. als der siegreiche Beweis für die Herrlichkeit unumschränktesten Königtums gelten. Nebenbei sollen aber seiner Feldherrnschaft, unter dem Banner der „Ermattungsstrategie“, alle die mildernden Umstände zugesprochen werden, auf die gewöhnliche Feldherren Anspruch haben, denen die unumschränkte Macht, ja oft die Unterstützung im eigenen Lager fehlen. Nicht nur Prinz Eugen und andere zeitgenössische Feldherren werden von den Rettern Friedrichs II. vergleichsweise herangezogen, sondern selbst der schon früher verstorbene Perikles, kurz alle, deren erstaunlicher Geist beim Siegen gehemmt wurde, weil er sich die Erlaubnis und die Mittel zum Siegen vorher zusammenbetteln

oder erst schaffen und gegen tausend Nebenbuhler und Neider im eigenen Lande verteidigen mußte. Bei diesen Männern hätte oft der kleinste Fehler politischen Taktes oder militärischer Taktik genügt, um sie das Schicksal der Themistokles, Aristides oder Alcibiades teilen zu lassen. Ein taktischer Irrtum des englischen Admirals Byng hat zu Anfang des Krieges, in dem Friedrich II. für die Engländer kämpfte, Byngs Enthauptung in London herbeigeführt. Wegen eines ähnlichen Fehlers hat im folgenden Jahre Friedrich II., der diese vom großen Pitt mißbilligte Enthauptung guthieß, seinen Bruder August Wilhelm in Schmach und Tod getrieben, Friedrich II., der selbst hundertmal ähnlich und schlimmer irrte, bewahrte als unumschränkter König sters die Gelegenheit — wie Goethe von ihm sagt —, die häufig begangenen Fehler auf eine geschickte Weise wieder ins gleiche zu bringen; er durfte also „Ermattungsstrategie“ sein. Statt wie Alexander, Napoleon oder Moltke Großes wagen und Großes vollenden zu müssen, durfte er nach Belieben zögern oder die unverantwortlichsten Streiche wagen, mit und ohne Erfolg, wie es der Zufall wollte, den Friedrich als den mächtigsten Schlachtenlenker verehrte.

»Die neuere Beurteilung der friderizianischen Kriegskunst bietet eine eigentümliche Reihe von Versuchen zu erklären, entweder: warum Friedrich II. versäumt hat, da zu kämpfen, wo er sich hätte überlegen machen können und nach heutigen Begriffen hätte kämpfen müssen; oder: warum er oft gekämpft hat, ohne sich genügend stark zu machen und so sein gutes Heer in schwer begreiflicher und, wie vermutet wird, ganz leichtsinniger Weise an die Schlachtbank blutiger Niederlagen oder Scheinsiege geliefert, ja, wie Goethe treffend sagte: „seine treffliche Armee ganz unnützerweise aufgeopfert hat“. Nichtkämpfen oder am falschen Platz und mit ungenügenden Kräften kämpfen, das sind die beiden verschleierten Pole der „doppelpoli-

gen“ friderizianischen „Ermattungsstrategie“. « Später fragte Manfred Herrn Professor Hobohm:

»Wo blieb eigentlich Friedrichs „Ermattungsstrategie“ wenn er „seine treffliche Armee ganz unnützerweise aufopferte“ (wie Goethe es nannte), und wenn er so sinnlose Schlachten schlug, wie auch seine Bewunderer in den Siegen und Niederlagen von Prag, Kollin, Zorndorf und Kunersdorf sehen zu müssen glauben?«

Hier machte Dr. Hobohm ein wahrscheinlich sehr wichtiges, aber für einen Laien wie mich äußerst widerspruchsvoll erscheinendes Zugeständnis. Er sagte: »Delbrück hat oft betont, daß die Ermattungsstrategie das Gefecht als völlig gleichwertiges Kampfmittel neben dem Manöver gebraucht. Ich gehe noch weiter, und hier liegt eine der ältesten Meinungsverschiedenheiten, die zwischen Delbrück und mir bestehen. Delbrück meint schließlich doch, die „Ermattungsstrategie“, als deren Meister sich Friedrich bewiesen hat, unterscheide sich von der „Niederwerfungsstrategie“ Napoleons und Moltkes durch die Methode der Kriegführung. Ich dagegen glaube, der Unterschied liegt nicht in der Methode, sondern im erstrebten Ziel. Das Ziel der kriegerischen Handlung ist es, das ihren Charakter bestimmt und den Feldherrn zum „Ermattungsstrategen“ oder zum „Niederwerfungsstrategen“ macht.«

Manfred Ellis wollte gerade das Gespräch noch einmal auf Friedrichs geplanten, aber nie vollendeten Marsch nach Wien bringen, als Frau Ellis teilnahmsvoll eingriff. Sie, die derartigen Unterhaltungen meist schweigend lauschte, wandte sich mit folgenden Worten an Martin Hobohm: »Gehen Sie noch einen Schritt weiter, Herr Professor, und Sie werden alle scheinbaren Widersprüche lösen. Nicht die Methode, sagen Sie, sondern das Ziel? Wenn Sie sagten: nicht das Ziel (das doch wohl je nach den Erfolgen wechseln muß), sondern der Erfolg, dann begriffe Sie sogar mein ungelehrter Mutterwitz.« Frau Ellis sprach englisch und

gebrauchte den Ausdruck *common sense*. Beinahe eifrig fuhr sie fort: »Ja, das leuchtet auch mir ein: ein Feldherr, der seine Gegner niederwirft, ist ein „Niederwerfungsstrategie“, und ein Feldherr, der seine Gegner nur ermattet, ist ein „Ermattungsstrategie“.«

Dies schien in der Tat klar, aber Frau Ellis lachte plötzlich, und ihr Lachen hatte etwas Ansteckendes. So viele der Anwesenden mußten einstimmen, daß mir fast scheinen wollte, als würden die Thesen Delbrücks und Hobohms in diesem Lachen öffentlich verbrannt.

Frau Ellis nahm diesem kleinen Zwischenfall jeden Schatten von Peinlichkeit durch die Art, wie sie an Professor Hobohm die Frage richtete: »Wenn Sie, wie ich, Friedrich dem Großen nicht als dankbarer Preuße, sondern als Ausländer gegenüberstünden, wie würden Sie seine Leistungen als Feldherr wohl beurteilen?«

Professor Hobohm antwortete nach kurzem Nachdenken: »Ich würde mir darüber klar sein, daß unter den allgemeinen politisch-militärischen Verhältnissen jener Zeit der Verteidiger im Vorteil war. Aber eine nach Vergrößerung strebende Macht wurde durch die methodische Überlegenheit der Verteidigung über den Angriff nicht gehemmt, sondern sogar gefördert. Eine feindliche Grenzprovinz überraschend zu *okkupieren* oder sonst einen schnellen *strategischen* Schlag zu führen, ist bei guter, geheimer Vorbereitung auch unter diesen Umständen keine allzu schwere Sache. Erheben sich dann gegen den kecken Störenfried die *interessierten* Mächte zur Abwehr, so wird der Angreifer zum Verteidiger und hat die Gunst der *strategischen* Umstände für sich. Selbst eine erheblich stärkere *Koalition* kann ihm nur schwer beikommen. Wenn er ein Friedrich ist, wird er sich durchsetzen, falls nicht in einem einzigen Kriege, dann in zwei oder drei.«

»Ja, Friedrich brauchte drei«, antwortete Manfred, der gegen diese vorsichtige Fassung der Feldherrnleistungen

Friedrichs des Großen nichts einwenden zu wollen schien; er fragte vielmehr eifrig:

»Ich verstehe Sie doch richtig, Sie glauben, ebenso wie ich, daß Friedrich II. den Siebenjährigen Krieg nur zur Verteidigung des geraubten Schlesiens entfesselte? Und wenn Sie Ihren „Ermattungsstrategen“ nicht an der Wahl der Mittel, sondern an der Wahl des Ziels erkennen, so hängt alles an der vielumstrittenen Frage, was war das Ziel Friedrichs II., als er zum dritten Male gegen Maria Theresia losbrach? und an der anderen Frage: hat Friedrich sein Ziel erreicht?«

Professor Hobohm bekannte sich aber zu der von Professor Max Lehmann-Göttingen und Professor Hans Delbrück-Berlin vertretenen Anschauung, daß Friedrich II. durch die Entfesselung des Siebenjährigen Krieges doch nicht nur die *okkupierte* Grenzprovinz Schlesiens verteidigen, sondern Sachsen erobern wollte, wie er es in seinem Testamente von 1752 ausführlich geplant hat, in jenem selben Testamente, auf dessen Umschlag Bismarck, wie heute bekannt ist\*, die bis 1918 streng befolgte Weisung schrieb: „Dauernd zu *sekretieren!*“ Daß Bismarck kein bedingungsloser Bewunderer Friedrichs war, dafür hatte Manfred schon vorher (vgl. oben S. 35—36) einen gewichtigen Zeugen angeführt.

Dr. Hobohm fuhr fort: »Wenn Friedrich II. mit dem Siebenjährigen Kriege etwa nur die Verteidigung Schlesiens bezweckt hätte und nicht die Eroberung Sachsens, dann — das Folgende ist ein Zitat aus Hans Delbrücks „Ursprung des Siebenjährigen Krieges“ — „erscheint Friedrich als ein unklarer, schwächerer Sanguiniker, der beim ersten Schimmern einer entfernten Gefahr Maßregeln ergreift, stockt, sich nach einer Seite wendet, wo er nur Aufsehen und Unruhe erregt ohne wirklichen Nutzen, bewaffnet bleibt, wo

\* Vgl.: Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen Band I, S. 222. Leipzig, Felix Meiner Verlag, 1925.

es nicht mehr nötig wäre, dadurch abermals reizt und doch den Entschluß zum wirklichen Zuschlagen erst findet, als die beste Gelegenheit bereits vorüber ist, und durch die Offensive, die ihm selbst nur mäßigen Nutzen bringt, gerade das tut, was seine Feinde wünschen, die letzten Hindernisse ihres Zusammenschlusses beseitigt.“

Manfred: »Da scheint mir Hans Delbrück ein vortreffliches Bild des wahren Friedrich entworfen zu haben! Und durch die Annahme, Friedrich habe Sachsen erobern wollen, meint Delbrück die staats- und feldherrliche Ehre des großen Königs retten zu können? Dann steht und fällt Friedrich II. also mit dem Plane, das „okkupierte“ Sachsen dauernd zu erobern?«

Dr. Hobohm: »Delbrück glaubt an diesen Plan und sieht dann keinen schwächlichen, sondern einen unendlich verschlagenen Friedrich, „ein Bild von überwältigend furchtbarer Größe: der Staatsmann, der mit der gesetzlosen Verwogenheit des Genius die Welt, die sich ihm widersetzen will, in Trümmer schlagend, selber willens, eine neue Welt zu schaffen, auf Wegen tiefster Verborgenheit doch gerade auf sein Ziel zuschreitet.“

Manfred: »Also die Gewinnung Sachsens war das Ziel der „Ermattungsstrategie“ Friedrichs II.? Wenn er dieses Ziel erreicht hätte, wäre er vielleicht wirklich ein großer Mann geworden?« (Vgl. oben S. 187, 201, 323, 331.)

## FRIEDRICH II. ALS DER VATER DER DEUTSCHEN ROMANTIK UND DIE FREIHEITSKRIEGE

Manfred kniff ein Auge zu und fuhr wieder ernst werdend fort:

»Statt seine sächsischen Eroberungspläne zu verwirklichen, hat Friedrich II. seit 1757 eine Selbstmord-*Phraseologie* entwickelt, die vielleicht nicht ganz bedeutungslos ist; an diese

*Phraseologie* anknüpfend könnte man nämlich die literaturgeschichtliche Frage aufwerfen, ob nicht etwa Friedrich II. in viel bedeutsamerer Weise auf die Literatur der Welt und Deutschlands eingewirkt hat, als bisher angenommen wurde. Friedrich schrieb seine Selbstmordbriefe und „Verteidigung des Selbstmordes“ etwa um dieselbe Zeit wie Rousseau die Selbstmordbriefe der „Neuen Heloise“. Es ist nicht durchaus unmöglich, aber es ist unwahrscheinlich, daß Friedrich von Rousseau angeregt wurde. Allerdings berichtet Rousseau in seinen „Bekanntnissen“, daß Grimm und Saint-Lambert, mit denen er sich damals aufs eifrigste brieflich zankte und vertrug, beide dem französischen Heere nach Westfalen gefolgt waren. Bei der kriegerischen Überwachung des Post- und Nachrichtendienstes ist die Möglichkeit, daß preußischen Husaren Briefe Rousseaus in die Hände gefallen sind, nicht ausgeschlossen. Aber ist es nicht wahrscheinlicher, daß Rousseau damals von den aufsehenerregenden und namentlich für französische Verbreitung bestimmten Selbstmordplänen Friedrichs II. gehört und etwa davon beeinflußt worden ist? Wenn das der Fall wäre, dann gewönne Friedrich plötzlich beinahe einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur, er würde sozusagen der Großvater des Werther, dessen Selbstmord die folgerichtige Ausgestaltung der todesseligen Gedankengänge in Rousseaus „Neuer Heloise“ darstellt. Und wäre sie auch verfehlt, diese Hoffnung, dem großen Preußenkönig etwas von der literarischen Bedeutung zu retten, die seine Bewunderer – zwar in anderem Sinne – für ihn in Anspruch nehmen möchten, so bleibt doch der tröstende Gedanke, daß dieser Kriegsheld gleichzeitig mit dem von ihm verachteten Propheten Rousseau die literarische Verwertbarkeit des Selbstmordes wieder zur Geltung gebracht hat, nachdem die Cato-Trauerspiele Addisons, Deschamps' und Gottscheds bereits an Wirksamkeit verloren hatten.

»Übrigens knüpfte Friedrich II. vielleicht nicht ausschließ-

lich an westliche Beispiele an. Nein, vielleicht ist auch hier wieder seine innige Verwandtschaft mit urdeutschem Volksleben nachzuweisen, wie ich Sie Ihnen schon bei seinem Sammeln deutscher Volkslieder und seiner tatkräftigen Unterstützung der volkstümlichen Goldmacherkunst aufdeckte.« (Vgl. oben S. 249 und 289 ff.) »Wer müßte nicht bei Friedrichs II. immer aufs neue in gebundener und ungebundener Rede vorgetragenen, aber neckischerweise nie ausgeführten Selbstmorddrohungen an das prächtige Fastnachtsspiel: „Der sich neunmal mordende und das zehntemal dennoch wieder lebende Hanswurst“ denken, mit dem Gottfried Prehauser seine dankbaren Wiener schon vor der Thronbesteigung Friedrichs II. entzückte? In Wien, das von Goethe „die Hauptstadt unseres Vaterlandes“ genannt wurde, pulsierte – wie in Paris, und anders als im geknechteten Berlin – wahres Volksleben und Verständnis für die große und kleine Posse. Was hätte aus Wien der deutschen Bühne nicht geboren werden können, wenn diese kaiserliche Stadt nicht an ihrem Reichtum erstickt wäre, wenn sie nicht statt eines national begrenzten Theaters eine international herrschende Musik geboren hätte! international, wie es sich ziemt für die Hauptstadt des römischen Reiches und seiner vielsprachigen Stämme! Diese große deutsch-internationale Musik war dem suchenden Friedrich von Preußen verschlossen.« (Vgl. oben S. 95 – 98.) »Um so rührender ist es, wie er dann mit seinen philosophischen und sittlichen Lebensäußerungen so unverkennbar ganz an das weniger vornehme, aber seiner Veranlagung näher stehende Kasperle-Theater und an die volkstümliche Tragikomödie des deutschen Volkes anknüpfen wollte.

»Dem mag nun so sein oder anders – gewiß ist, daß Friedrich der Große fünfzehn Jahre vor dem jungen Goethe die Tat des Kaisers Otho laut bewundert und vor Goethe verstanden hat, daß der geschliffene Dolch „ein paar Zoll tief“



in der Brust mehr für die literarische als die politische Wirksamkeit geeignet ist. Durch dieses Verständnis erhob sich Friedrich II. — da er meist von französischen Vorbildern abhängig ist, verdient es festgestellt zu werden — über jene am Hofe Ludwigs XIV. geduldeten, ja ermutigten Glücksspieler, die bei schlechten Spielerfolgen so wenig vor dem Selbstmorde zurückschreckten, daß der vertrauenswürdige Geschichtschreiber Lavissee für einen einzigen Winter vier adelige Selbstentleibungen — wirkliche, nicht literarische — festgestellt hat. Es scheint, als ob Ludwig XIV. hier ein willkommenes, wenn auch langsam wirkendes Mittel zur *automatischen* Beseitigung des überflüssigen oder gar aufsässigen Teiles seines Adels gesehen hätte. Wenige Jahrzehnte später half die ungeduldigere Volksherrschaft mit der Guillotine nach, ohne dabei die gekrönten Häupter auszuschließen. Es ist übrigens möglich, daß der große Ludwig auch gekrönten Häuptern die gelegentliche Selbstbeseitigung empfohlen halten wollte; wenigstens fragte er einmal morgens beim Aufwachen, nachdem er in der Nacht unvorsichtig gespielt und Millionen verloren hatte: „Bin ich noch König?“; und als er zehn Jahre lang den Kampf gegen ganz Europa ausgehalten hatte und unterlegen war, bot er 1712 seinem Feldmarschall Villars an: „Ich will mit Ihnen sterben oder siegen“ und brachte — dadurch? oder durch Bolingbrokes großen Verrat? — den Sieg zu seinen Fahnen zurück. Der Gedanke, daß sich ein König durch Selbstmord den Freuden und Leiden seines Lebens entziehen dürfe, ist in der höchsten Not von einem Nachkommen Ludwigs XIV. abgelehnt worden. Ludwig XVI., der Schwereres durchgemacht hat als Ludwig XIV. und Friedrich II., rief einmal einem seiner Minister, den er entlassen mußte, mit Tränen zu: „Wie glücklich Sie sind! Wenn ich doch auch wie Sie meinen Platz verlassen dürfte!“; aber er beherrschte sich und ging später ohne mit der Wimper zu zucken auch in den Tod.« (Vgl. oben S. 69.)

Manfred machte noch andere Vergleiche, ein wahrer Totentanz, die allerlei Widerspruch wachriefen. Dann fuhr er fort:

»Aber nicht nur als Selbstmordsänger, sondern vielleicht auch als Freiheitssänger ist Friedrich II. ein Vorläufer der romantischen deutschen Dichtung. Friedrichs Anpassung der *Phraseologie* des Brutus und Cato an österreichisch-deutsche Verhältnisse, seine Aufrufe zum Freiheitskampfe gegen die „Tyrannei des Hauses Österreich“, mit der er seine Aufsässigkeit gegen den deutschen Kaiser bemäntelte, sind uns Nachfahren als *Phraseologie* der Tellsage vertraut. Auch die dichterische Verwendbarkeit der Tellsage hat schon Rousseau gewürdigt, — in seinem „Brief an d'Alembert über die Schauspiele“ — bevor Goethe das Tell-Epos plante, und bevor Schiller von Goethe die Anregung zum Wilhelm Tell erhielt. Eine Beeinflussung Friedrichs II. durch Rousseau ist nicht erwiesen, obgleich Rousseau den Brief an d'Alembert mehrere Jahre vor Anfang des Siebenjährigen Krieges geschrieben hat.

»Jeder deutschfreundlich Gesonnene wird begierig sein, etwas für den vielbezweifelten Ruhm des „merkwürdigen Fürsten“ zu erfinden! Ich schlage daher vor, Friedrich den Großen zum Vater der deutschen Romantik zu ernennen. Er hat sich selbst oft den „Don Quichotte des Nordens“ genannt, und ich bin bereit, für seine Befähigung zu dem von mir vorgeschlagenen Ruhmestitel auch anderweitiges, sogar überraschendes Beweismaterial beizubringen. Daß sich Friedrich II. auf seine alten Tage einen Moses nannte, der das gelobte Land der deutschen Literatur von fern sieht, ohne es selbst betreten zu dürfen, ist zwar eine scheinhei- lige Eulenspiegelei, weil Friedrich zur Genüge bewiesen hat, daß ihm nichts daran lag, das gelobte Land zu betreten oder Führer zu ihm zu sein.« (Vgl. oben S. 109.) »Aber warum dürfte man nicht sagen (wenn man für Friedrich II. gern eine literarische Stellung schaffen möchte), daß er mit

seinen aufrührerischen Redewendungen gegen die angebliche „Tyrannei“ der Kaiserin Maria Theresia etwas von dem romantischen „*in tyrannos*“ der „Räuber“ und von dem treuherzigen Unwillen der Schillerschen Tell-Schweizer gegen des „Landvogts Geiz und Wütere“ vorgeahnt hat? Keinem, der zu romantischem Unsinn aufgelegt ist, kann die nahe Verwandtschaft zwischen Preußen und der Schweiz — der Schillerschen und der wirklichen — entgehen! Zwar wollte bei Schiller, angeblich, „der Schwyzer treu und fest beim Reich beharren“; aber die Schweiz sowohl wie Preußen wollten lieber einen machtlosen als einen mächtigen deutschen Kaiser; beide zogen aus Mazarins Westfälischem Frieden Vorteil für ihre Unabhängigkeit vom Kaiser; beide stellten ihre Soldaten oft in den Dienst der Franzosen oder anderer fremder Mächte, ließen „mit unserem Blute ihre Kriege zahlen“; beide weigerten sich, „Sklaven Österreichs“ zu sein, und erhoben sich gegen „die freche Stirne“ der „Tyrannei Österreichs“. Zwar ließ Maria Theresia keinen alten Melchthal berauben, noch „den spitzen Stahl ihm in die Augen bohren“; und wenn auch Friedrich II. treu für des kleinen Holland alte Rechte auf Erdrosselung des deutschen Handels auf der Schelde (vgl. oben S. 210) gekämpft hatte, so mochten doch die Sachsen und Polen (oder Danzig und andere von Friederich II. in ihrer Neutralität verletzte Kleinstaaten) behaupten, die Worte des bösen Geßler: „dies kleine Volk ist uns ein Stein im Weg. So oder so; es muß sich unterwerfen“, ließen sich glaubhafter den Preußen als den Österreichern in den Mund legen. Und wenn gar die Schweizer grollten: „bis in das Innerste der Häuser dringen die Boten der Gewalt“, so möchte man, mit den spottlustigen Berlinern, eher an die verhaßten „Kaffeeshnüffler“ Friedrichs II. als an die Boten Maria Theresias denken, — wenn man nicht gar daran denken müßte, mit welchem Grolle Goethe an Karl August von der „List und heimlichen Gewalt“ „des Königs in Preu-

sen Majestät“ schrieb, die den Dichter zu dem „unangenehmen, verhaßten und schaamvollen Geschäft“ zwang, von den Untertanen des Herzogs „eine Auswahl zu treffen und die Leute auszuliefern“ an die bewaffneten preußischen Werber und als Rekruten zum Kampf gegen den deutschen Kaiser. Diese Zwangslage war es ja gewesen, die Goethe veranlaßte, eine Art Rütli-„Verschwörung“ gegen Friedrich II. zusammenzubringen, um durch „eine Verbindung mit wohlgesinnten Mitständen, deren Ländern diesen oder ähnlichen Zumutungen ausgesetzt seyen, solchen Zumutungen sich standhaft widersezzen zu können“. « (Vgl. oben S. 190 ff.)

»Aber es ist ja das Wesen der Romantik, in Widersinn und Widerspruch zu schwelgen, und die „ungebundenen Geister“ Deutschlands erwählten bald nach Friedrichs II. Tode die Hauptstadt des preußischen Drills zum Hauptquartier, wo infolge der Einmischung Napoleons sogar der *Palais Prince Henri* zur Begründung einer deutschen Hochschule benutzt werden konnte. Die Romantiker liebten Ruinen: in Berlin verdeckte seit 1786 keine französische Tünche mehr den geistigen Zusammenbruch Preußens, den Friedrichs II. donquichottische Schwärmerei für den Sonnenkönig von Frankreich und seinen *Absolutismus* herbeigeführt oder beschleunigt hatte – es wäre hart, hier von Friedrichs Hochverrat am deutschen Geist zu sprechen. Friedrichs Neffe wollte wieder den schroffen Stock des prügelnden preußischen Korporals mit der Teuschtümelei und mit der weinerlichen Religiosität Friedrich Wilhelms I. aussöhnen:

*Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,  
Es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.  
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten  
Das schrofte Holz mit Weichheit zu begleiten.*

»So hatte Goethe im Dienste der Frau von Stein das Rosenkreuz verherrlicht. Die einflußreichen „Rosenkreuzler“

scharten sich um Friedrich Wilhelm II., den *Ormesus Magnus* der *fratres roseae et aureae*, so daß sich auch diese Phase des Goetheschen Lebens in der preußischen Königsgeschichte treulich spiegelte. Die Rosenkreuzler feierten mit ihrem König die ausschweifenden Feste politischen Unsinn, die bei der Aufstellung der preußischen Legende übergangen wurden, obgleich sie den alchemistischen Versuchen Friedrichs II. in nichts nachstehen. Goethe hatte mit dem Dienste der Frau von Stein auch das Rosenkreuz weit von sich geworfen; Andeutungen sinnlicher Mystik genügten später, sehr heftige, sehr unjoviale Ekelanfälle bei ihm losbrechen zu lassen. In Berlin ersetzte der Neffe die Goldmacherei Friedrichs II. durch Geisterseherei und verwirklichte auch weitschweifig die deutschen Jugendträume des poetischen, aber impotenten Oheims, dessen einziges deutsches Gedicht in den Versen gegipfelt hatte: „Zum Zipfel, zum Zapfel, zum Scherber, zum Pfriemen, bei der Jungfrau Christinen zum Dachfenster rein“. Schrankenloses Unterrocks-Regiment vermählte sich leicht mit der Politik Friedrichs II. und Lucchesinis, und die Romantiker entdeckten schnell, daß die „Vaterlandsliebe“ und das „Seid einig, einig, einig“, mit denen die Preußen wie die Schillerschen Schweizer ihren Abfall vom Kaiser und ihr: Los von Österreich! beschönigt hatten, recht eigentlich eine Einladung sei, „dem Reichspanier zu folgen, wenn der Heribann erging“. Bevor sie sich aber zu folgen entschlossen, vollendete Napoleon erst noch das Werk Friedrichs II., warf 1806 den deutschen Kaiser endgültig nieder und verwirklichte 1807 im Frieden von Tilsit für Preußen etwa die Bedingungen, die Friedrich II. vorgeschlagen hatte, als er sich vor dem Tode der Kaiserin Elisabeth ins Privatleben zurückzuziehen beabsichtigte.« (Vgl. oben S. 369 f.) »Österreich rief die Deutschen zum Freiheitskampfe und brachte Napoleon 1809 bei Aspern die erste Niederlage bei, die er je erlitten. Karl Lamprecht schreibt in seiner

„Deutschen Geschichte“: „Die deutschen Patrioten blickten tränenden Auges auf das alte, an Sieg und Ehren so reiche Österreich. Preußen hatte versagt: versagt im Baseler Frieden, tausendmal mehr versagt bei Jena und Auerstädt, da war Österreich die einzige Hoffnung geblieben... Ungeheuer war die Wirkung des Widerstandes der Tiroler, soweit die deutsche Zunge klang... Der Ton des Tiroler Aufstandes wurde zum Grundton auch der großen Jahre der nationalen Befreiung.“ Von 1792 bis 1813 ist Österreich der Träger des deutschen Gedankens gewesen und hat deutsche Männer wie Heinrich von Kleist in seine Dienste gelockt. Aber es waren nur wenige Preußen, die sich nicht, wie Friedrich II. und Schillers Schweizer, geweigert hätten, „Ehre zu sammeln unter Habsburgs Fahnen“, und Napoleon demütigte Österreich, wie er Preußen gedemütigt hatte. Die politischen Hoffnungen der Deutschen waren so von Grund auf gegenstandslos geworden, daß sie der größte Deutsche, der König der deutschen Sprache — die Friedrich II. verhöhnt und die allein den Zusammenbruch überdauert hatte — für aussichtslos, ja verderblich erklärte. Goethe sagte 1809: „wie der Schiffbrüchige müßten wir uns an der Planke halten, die uns rettet, und die verlorenen Kisten und Kasten uns aus dem Sinne schlagen“. Aber den Romantiker reizt das Verlorene, und gerade das Aussichtsloseste lebt in der Romantik. Der preußische Nationalheld Friedrich II. hat sich immer wieder als den „Don Quichotte des Nordens“ erkannt, wie gerne er auch Politiker und Eroberer gewesen wäre. Das Don Quichottische, das Aussichtslose, ist ja wohl das Wesen des Patriotismus der deutschen Romantik.

*Traum der Sommernacht! Phantastisch*

*Zwecklos ist mein Lied. Ja, zwecklos*

*Wie die Liebe, wie das Leben,*

*Wie der Schöpfer samt der Schöpfung.*

Hier unterbrach ich Manfred, denn ich konnte nicht länger an mich halten: »Wollen Sie etwa auch die Freiheitskriege antasten und als zwecklos erklären?«

Manfred: »Ich wollte eigentlich nur Friedrichs II. Ruhm als Vorläufer der deutschen Romantik singen und mir nebenbei Goethes Widerwillen gegen die Freiheitskriege erklären. Aber Sie haben recht, ganz zwecklos waren diese „Freiheits“-kriege nicht. Sie haben zwar den Deutschen kein deutsches Reich und den Preußen weder die versprochene politische Freiheit im Innern noch die äußere Unabhängigkeit von Rußland erobert; aber sie sicherten den Deutschen endlich die „Freiheit des Rückens“, wie man es nannte, das heißt also — dank dem Feldmarschall von Gneisenau und dem Freiherrn vom Stein — die Befreiung des Heeres von der friderizianisch-preußischen Prügelzucht und die Einführung von — soll man sagen: echt französischer, ungeprügelter Männlichkeit?\* Das wäre ungerecht gegen uns Amerikaner! Vergessen Sie nicht, daß Gneisenau 1782—1783 in Amerika war. In G. H. Pertz' großem Werke über „das Leben des Feldmarschalls Gneisenau“ können Sie nachlesen (S. 23 f.): Gneisenau gewann in den Vereinigten Staaten „feste Ansichten über die Natur und Leitung des Volkskrieges, des entschlossenen, durch kein Mißlingen gebrochenen, stets wiederauflebenden Kampfes aller waffenfähigen Männer im eigenen Lande und für den eigenen Herd, gegen geworbene Soldaten, die eine fremde Sache verfechten“. Das letztere bezeichnet recht eigentlich das friderizianische Heer, gegen dessen wichtigste Einrichtung Gneisenau seinen Aufsatz über das preußische Prügelwesen mit folgenden Worten schloß: „Dünkt die Proklamation der Freiheit des Rückens nicht möglich, nun so laßt uns Verzicht tun auf unsere Ansprüche an Kultur, und die Bewegungsgründe zum Wohlverhalten noch

\* Über die friderizianische Heereszucht machte Manfred Ellis im sechsten Gespräche ausführliche, erstaunliche Mitteilungen.

fernerhin im Holze aufsuchen, da wir sie im Ehrgefühl nicht zu finden vermögen.“<sup>1</sup> Nur die Beseitigung des friderizianischen Prügelwesens machte das „deutsche Volksheer“ möglich. Sie machte es möglich, daß Ernst Moritz Arndt in seinem denkwürdigen Briefe vom 2. Februar 1813 dem in preußischen Diensten stehenden General von Gneisenau verheißten konnte, daß „alles Freie und Hochgesinnte aus allen Grenzen Deutschlands sich ihm zugesellen werde“ als „ein rechtes Gegengift jener militärischen Pedanterie und Verstockung, wodurch Deutschland dahin gekommen, wo wir eben noch waren“. Man könnte sagen: Voltaire hat 1806 endlich seine Niederlage von Roßbach wieder gutgemacht, und Voltairesche – und bitte also auch amerikanische – Geistesfreiheit hat über die Prügelwirtschaft Friedrichs II. gesiegt!«

Da war es an Professor Hobohm, lächelnd ein Auge zuzukneifen, und er sagte: »Schmerzlich für *Pazifisten*, aber vielleicht treffend ist das Wort Hans Delbrücks: „Die weltgeschichtlichen Abwandlungen in den Geschicken der Menschheit bewegen sich in den Angeln der Schlachten.“«

Manfred entgegnete: »Für das geknechtete Preußenvolk scheint das wirklich einmal zutreffend gewesen zu sein. Wenigstens schließt Max Lehmann, Ihr anderer Gewährsmann, seine Schilderung der Rückständigkeit des friderizianischen Heeres (für die er, ebenso wie Freiherr von der Goltz in „Roßbach und Jena“, Friedrich den Großen im wesentlichen selbst verantwortlich macht) mit den Worten: „So schwer das Geständnis einem patriotischen Herzen wird, erst mußte das mit den Ansprüchen der *absoluten Monarchie* und den *Aspirationen* des Erbadels so eng verbundene friderizianische Heer auf dem Schlachtfelde unterlegen sein, ehe von einer Reform im Ernste die Rede sein konnte.“ Somit wäre also der Freiheitskrieg der Preußen schon im Jahre 1806 gewonnen worden. Lehmann



schildert aber gewissenhaft, daß die dann folgende innere Reform Preußens nur dadurch möglich wurde, daß Friedrich II. nicht vermocht und schließlich nicht mehr versucht hat, seine westlichen Provinzen unter das friderizianische Joch zu beugen. Weil, schon zu Friedrichs Zeit (und ohne „Angeln der Schlachten“ à la Delbrück) „der Westen über die vornehmste *Maxime* der friderizianischen Staatskunst längst unwiderruflich weggeschritten war“, so weist Max Lehmann nach, wollte Friedrich II. diese westlichen Provinzen abstoßen, den Franzosen abtreten, gegen Sachsen oder Mecklenburg eintauschen, Emden an die Engländer verkaufen und so weiter. Er baute darum im Westen keine Festungen und richtete gegen seine eigenen Provinzen jenseits der Weser Zollschraken auf. Seine östlichen Provinzen besuchte er jährlich; die westlichen nur zweimal in den letzten dreiundzwanzig Jahren seiner Regierung. In diesen abzustoßenden westlichen Provinzen beseitigte er die fruchtlos gemachten Anläufe zur preußischen Heeresverfassung wieder und ließ die parlamentarischen Grundrechte der Stände und die Reste deutscher Geisteswelt bestehen, aus der heraus der Freiherr vom Stein beinahe ein neues, ein unfriderizianisches Preußen schaffen und den Staat retten konnte. Beinahe! es gelang nicht, denn die ostelbische Junkerpartei bekam Oberwasser und setzte die Entlassung des Freiherrn vom Stein und Hardenbergs durch, weil der eine etwas wie einen „preußischen Volksstaat“ und der andere wenigstens „eine Revolution im guten Sinne“ verlangte. Die Stein-Hardenbergschen Reformen ermöglichten zwar die „Befreiungskriege“. Aber in den „Angeln dieser Schlachten“ schwang sich die Kerkertür der Reaktion und des friderizianischen Geistes wieder sicher ins Schloß und versperrte dieses Königliche Schloß — manche fürchten: für immer, andere glauben, daß die Märzluft von 1848 oder der Wind der „Neuen Ära“ Bismarcks die reak-

tionären Kerkertüren wieder aufgeblasen habe. Ich wage nicht zu urteilen.

»Immerhin scheint wohl nicht in dem von Friedrich vergewaltigten und entwürdigten Osten, sondern im Westen die Wiege der Reformen und der „Freiheitskriege“ gestanden zu haben.

»Diese Freiheitskriege haben den Engländern die Welt-herrschaft gesichert, gegen die der unbesonnene Napoleon das festländische Europa zum Kampfe aufrief; und — diese Freiheitskriege haben auch im Osten der freien Herrschaft der russischen Knute einen großen Dienst geleistet. Kurz, die Deutschen haben wieder wie unter Friedrich II. brav für die große Politik Englands kämpfen dürfen, um selber Opfer kleinstaatlichen Nationalitäten-Wahnsinns zu bleiben und die Einverleibung in das russisch-borussische Ödland zu erleben, vor der Goethe warnte und der er die Angliederung an die Staaten des geistreichen Napoleon vorzog.«

Hegemann: »Sie halten die Verständnislosigkeit Goethes für die Begeisterung der Freiheitskriege nicht für einen Makel an seinem Ruhme?«

Manfred: »Durfte Goethe nicht sicher sein, daß nach den Taten, die er und die andern von Friedrich II. verachteten großen Deutschen vollbracht hatten, Deutschland nie wieder in die Schmach zurücksinken könne, in die Friedrich II. es gestürzt hatte? Durfte Goethe zweifeln, daß die größere Gefahr den Deutschen nicht von Frankreich, sondern von Preußen drohe?«

Hegemann: »Ich verstehe Sie durchaus nicht.«

Manfred: »Nachdem die Deutschen einmal Goethe erlebt haben, können sie niemals wieder ganz so tief gedemütigt werden, wie Friedrich II. sie gedemütigt hat. Die Franzosen mochten imstande sein, das deutsche Finanzwesen unter französische Aufsicht zu stellen, wie Friedrich II. die preußischen Finanzen unter französische Aufsicht gestellt

und in die Hände französischer Unterbeamter gelegt hat.« (Vgl. oben S. 179f.) »Es war unter Napoleon und unter Bismarck sogar noch möglich und mag es in Zukunft wieder sein, daß Deutsche gezwungen werden, gegen Deutsche zu kämpfen, zum Vorteile Frankreichs, Englands oder Italiens, wie Friedrich II. das zum Beispiel 1740 bis 1745 erzwang, als die Franzosen Elsaß dank der preußischen Hilfe erobern konnten. Aber es war nach dem Siege Napoleons unmöglich und wird, dank Goethe, auch in Zukunft unmöglich sein, daß je wieder ein König, der deutsch weder sprechen noch denken kann, sich in so anmaßender und feindlicher Weise in das deutsche Geistesleben einmischt wie Friedrich II., und auch sein Nachfolger, mit französischer Akademie, französischem Theater und preußischer *dissertation* und preußischem Religionsedikt, es gewagt haben — sicher nicht, wenn Napoleon siegreich geblieben wäre, wie es Goethe hoffte. Aber der Sieg verblieb den Romantikern und — wenn Sie wollen — dem friderizianischen Preußen und dem „Don Quichote des Nordens“, der im Geiste Richelieus für Deutschlands Zerstückelung gegen Napoleons Universalmonarchie kämpfte. Wäre es damals nach dem Willen Goethes und Napoleons gegangen, dann wären die Vereinigten Staaten Europas gesichert gewesen. In dem geeinten Europa hätte das Goethesche Deutschland, durch geistiges Gewicht und durch seine Masse, eine machtvollere Rolle gespielt, als nach der Niederlage Napoleons dem russifizierten, vorbismarckischen Preußen beschieden war. — Sie zweifeln, daß Goethe richtig urteilte, als er die größere Gefahr für Deutschland nicht von Napoleon, sondern vom wieder russisch gewordenen Preußen drohen sah? Was könnte aber deutschfeindlicher, was könnte weniger Goethesch sein als Preußen, wie es sich nach dem Sturze Napoleons entwickelte, und wie es zum Beispiel Erich Marcks in seiner Lebensbeschreibung Kaiser Wilhelms I. der Nachwelt schildert?

Erich Marcks, dessen Urteil ja in Preußen nicht ohne Gewicht ist, sprach gewiß nicht mit leichtem Herzen von der in Preußen herrschenden, „hitzigen Feindschaft gegen alle Forderungen und Menschen der neuen Zeit, dem System des dumpfen Druckes und Zwanges, dem vergeblichen Ringen mit den vorwärtstreibenden, gesellschaftlichen und staatlichen Kräften des Tages“. Was könnte Un-Goethescher sein als das? „sie rufen die Dummheit und Finsternis zu Hilfe; ich den Verstand und das Licht“, sagte Goethe 1823 von den Monarchisten seiner Zeit.«

Hegemann: »Meines Wissens gilt gerade die Spannkraft, mit der Preußen unter Bismarck wieder auferstanden ist, als der Beweis für die Gewalt des friderizianischen Gedankens. Hätte Preußen ohne das friderizianische Erbe so erstaunlich siegen können?«

Manfred: »Vor den erstaunlichen Siegen des großen Napoleon lag Frankreich politisch tief danieder. Die Zeit von den Niederlagen Ludwigs XIV. bis zu den Siegen Napoleons war etwa von derselben Dauer wie die Zeit politischer Zerrissenheit und Machtlosigkeit Deutschlands, die mit dem Tode Prinz Eugens und den friderizianischen Bürgerkriegen begann und mit dem Aufsteigen Bismarcks endete. Wieso bedurfte Bismarck des friderizianischen Erbes in einem anderen Sinne als Napoleon des Erbes Ludwigs XV. bedurfte? Eine der ersten Taten Bismarcks war sein Bruch mit der friderizianischen Politik der Feindschaft gegen Österreich, das er 1866 schonte und zum Bundesgenossen machte, was Friedrich II. nicht wollte, obgleich er es so leicht gekonnt hätte.« (Vgl. oben S. 367 u. 156.)

Gegen diese Auffassung Manfreds erhob der Berliner Historiker Hans F. Helmolt folgenden Einwand: »Daß Bismarck das tat, nachdem er Österreich niedergeworfen und ausgerechnet seiner deutschen Rolle entkleidet hatte, das wird von Ihnen schamhaft verschwiegen. Ja, so läßt sich

schließlich alles vertreten, indem man es einfach auf den Kopf stellt.«<sup>1</sup>

Manfred: »Nach Bismarcks Verurteilung der „seltsamen Bescheidenheit, daß man sich nicht entschließen kann, Österreich für eine deutsche Macht zu halten“, und nach seinem dichterischen Bekenntnis: „Ich erkenne in Österreich den *Repräsentanten* einer alten deutschen Macht, die oft und glorreich das deutsche Schwert geführt hat“ (vgl. oben S. 156), wäre der unsittliche „Entkleidungs“-Akt, von dem Sie, mein sonst verehrter Herr Professor Helmolt, dasprechen, wirklich ein so „ausgerechnet“ dummer Schildbürgerstreich, daß es zu Ehren Bismarcks weise wäre, davon recht „schamhaft zu schweigen“. Bismarck rühmte Österreichs „Glück, fremde Volksstämme zu beherrschen, welche in alter Zeit durch deutsche Waffen unterworfen wurden“. Augenscheinlich halten Sie, Herr Helmolt, im Gegensatz zu Bismarck, die Unterwerfung unter deutsche Waffen für ein Unglück und wünschen den unter deutsches Joch Gebeugten schleunige Befreiung. Da Sie ja deutsche und preußische Waffen, deutsche und preußische Kultur gern für dasselbe halten, muß ich Ihnen übrigens beistimmen, sehr geehrter Herr Professor Helmolt.«

Nachdem diese gutmütige kleine Auseinandersetzung keinen der Streitenden bekehrt hatte, sagte Manfred: »Bismarck hat auch Friedrichs II. Forderung, der Rhein müsse Deutschlands Grenze werden, nicht anerkannt.« (Vgl. oben S. 34 f.). »Was wäre geworden, wenn 1870, bei der verspäteten Rückeroberung des Elsaß, die Österreicher den Preußen in den Rücken gefallen wären, wie Friedrich II. den Österreichern in den Rücken fiel, als sie sich des Elsaß 1744 siegreich bemächtigten? 1744 war es noch nicht zu spät; damals wäre die deutsche Eroberung einwandfrei und wäre sicher zu halten gewesen; daß sie 1870 vielleicht unweise und sicher sehr gefährlich war, ist das nicht das friderizianische Erbe, für das Bismarck dankbar sein soll?—

Sie haben die Welt gesehen und wissen etwas von dem Wesen der großen Kolonialreiche wie England, Amerika oder auch Frankreich (das ein Gebiet von der Größe der Vereinigten Staaten von Amerika und eine wahre Hauptstadt sein eigen nennt); Sie wissen, wie blind die politische Selbstzufriedenheit der Deutschen, wie gefährlich ihre politischen Hoffnungen geworden sind. In der Tat, auch Bismarck ist durch die friderizianische Erbschaft schwer gehemmt worden: als er seit 1879 im Geiste der kleinlichsten Zollkriegspolitik Friedrichs II. den wirtschaftlichen Zusammenschluß mit Österreich-Ungarn verhinderte. Was, glauben Sie, wäre aus den Vereinigten Staaten von Amerika geworden, wenn man den Farmern der Oststaaten erlaubt hätte, durch Zölle und Frachtsätze Schranken gegen das billigere Getreide des mittleren Westens zu errichten, wie Bismarck die preußischen Landwirte gegen das Getreide Ungarns und des Balkans beschützte? Es ist nicht auszudenken: Pennsylvania und New York würden heute Heere gegen Illinois und Nebraska unterhalten und auf dem Lake Michigan und den anderen großen Seen, die heute kein Kriegsschiff kennen, hätten vielleicht schon schwere Panzerschiffe Seeschlachten geschlagen. — Sind Sie nicht zufrieden, daß ich Friedrich den Großen als Vorläufer des Werther, der „Räuber“, des „Wilhelm Tell“ und der deutschen Romantik und als Pfleger des deutschen Volkliedes und der faustischen Alchimie preise, soll ich ihn gar noch als Politiker bewundern?«

Hegemann: »Ja, Sie müssen wenigstens seine Verdienste als Meister der inneren Politik anerkennen.«

Manfred: »Im Siebenjährigen Kriege klagte Friedrich II., keine Zeit für die innere Verwaltung Preußens zu haben;<sup>1</sup> gerade damals hatte er besonders viel Zeit für seine halbgescheiterten Nachahmungen Voltairescher Dichtungen. Innere Politik verlangt hingebende, geduldige Arbeit, etwas, das Friedrich dem Großen niemand, der ihn näher betrach-

tet hat, zumuten wird. Bismarck hat sich einmal beklagt: „Die Gewohnheit Friedrichs des Großen, in die *Ressorts* seiner Minister und Behörden und in die Lebensverhältnisse seiner Untertanen einzugreifen, schwebt Wilhelm II. zeitweise als Muster vor. Die Neigung zu Randbemerkungen in dessen Stile war während meiner Amtszeit so lebhaft, daß dienstliche Unbequemlichkeit daraus entstand.“ Aber was Bismarck in seiner eigenen Amtstätigkeit mißfiel, meinte er bei Friedrich dem Großen rechtfertigen zu können, weil „die Geduld, mit welcher er sich vor *definitiven* Entscheidungen über Rechts- und Sachfragen unterrichtete, die Gutachten *kompetenter* und sachkundiger Geschäftsleute hörte, seinen *Marginalien* geschäftliche *Autorität* gab“. Ohne Zweifel wollte Bismarck hier dem heute« (Manfred sprach im Jahre 1913) »herrschenden Könige den Vorwurf machen, er habe weniger Geduld und darum weniger *Autorität* als Friedrich II. Auf diesen Vorwurf hätte Wilhelm II. mit Recht folgendermaßen antworten können: „Ich verstehe das Wesen meines großen Ahnherrn besser, als Ihnen, mein lieber Bismarck, das möglich ist, und ich weiß deshalb, daß nichts Friedrich dem Großen fremder war als die von Ihnen gerühmte langweilige ‚Geduld, mit welcher er sich vor *definitiven* Entscheidungen über Rechts- und Sachfragen unterrichtet‘ haben soll, wie Sie zu behaupten wagen. Zeigen Sie mir doch bitte, als Beispiel, mein verehrter Herzog von Lauenburg, wo Sie in der doch nicht ganz belanglosen Frage der Absetzung eines Kanzlers bei meinem erlauchten Vorfahren auch nur einen Funken von dieser Geduld finden, die für Handlanger geeignet sein mag, die sich aber für große Könige nicht schickt. Oder ist Ihnen etwa unbekannt, was mir Professor Dr. Hintze gelegentlich meiner Einführung in die preußische Verwaltungsgeschichte mitgeteilt hat, daß der entschlossene Lobredner Friedrichs II., Exzellenz Gustav Schmoller, an dem, was er verwegen den ‚willkürlichen und unge-

rechten Akt der Kabinettsjustiz des Großen Königs‘ nennt, zu nörgeln wagt, ‚der in dem Prozeß des Müllers Arnold gegen den Herrn von Gersdorff in seiner übergroßen Bauernfreundlichkeit das dem letzteren günstige, völlig begründete Urteil umstieß, eine Anzahl Richter und auch den damaligen Großkanzler und Justizchef Fürst kassierte?‘ verstehen Sie, Herr von Bismarck!: auch einen Fürst und Kanzler einfach kassierte? und statt kassieren sagte Friedrich der Große zu ihm: ‚Halt er das Maul‘ und ‚Ich jage Sie zum Teufel‘. Sie behaupten, Friedrich der Große habe vor ‚definitiven Entscheidungen die Gutachten *kompetenter* und sachkundiger Geschäftsleute gehört‘; da übertreiben Sie *tendenziös*, denn er hörte, bevor er den Kanzler Fürst hinauswarf, nur das Gutachten eines in Rechtsfragen unbewanderten Majors und versicherte, daß er einem Soldaten mehr Vertrauen schenke als den juristischen Perücken. Sie beklagen sich, daß Ihre ‚Vorstellungen, die Sie wegen meiner Randbemerkungen im Stile Friedrichs des Großen, verfügender oder kritisierender Natur‘ an mich zu richten wagten, ‚keine gnädige Aufnahme fanden‘; ich hoffe, Sie verstehen jetzt die Gründe dieser Ungnade.“ So etwa hätte echt friderizianisch und trotzdem völlig zutreffend Ihr Kaiser Wilhelm II. auf die nörgelnde Bemerkung Bismarcks antworten dürfen.

»Gewiß, die Friedrichanbeter behaupten, ihres Königs Verhalten in der Angelegenheit Fürst und Müller Arnold sei zwar ein Mißgriff Friedrichs, aber eine Ausnahme gewesen. Doch es lassen sich viele Beweise dafür finden, daß Bismarcks bereits ziemlich kritisches Urteil über Friedrich II. noch immer zu günstig ist. Daß Friedrich auch bei anderen Gelegenheiten unstatthaft in die Rechtspflege eingriff, beweist Ihnen zum Beispiel Preuß (Urk. III, 20), der berichtet, wie Friedrich 1785 eine vom Gerichtshof zuerkannte dreijährige Festungsstrafe trotz der gewichtigen Gegenstände des Gerichtshofes in Todesstrafe verwan-



delte. Preuß berichtet auch, wie listig der Gerichtshof den königlichen Eigensinn unschädlich machen mußte, „damit das Erkenntnis nicht dem Könige zur Bestätigung eingereicht zu werden brauchte und ähnliche Eingriffe in die Justiz vermieden würden“.

»Beinahe noch peinlicher wirken die 13 Briefe, die Friedrich der Große noch 1786 wegen eines „Küchenschreibers“ verfaßte (Preuß, III, 206 ff.). „In der Untersuchung“, sagt Preuß, „konnte der Küchenschreiber Röver keiner Untreue beschuldigt werden.“ Aber Friedrich wollte nicht nachgeben. Dreizehnmals schrieb er Briefe, in denen er versicherte, sein Küchenschreiber habe „gestohlen“, „viel gestohlen“, „entsetzlich gestohlen“, „ganz abscheulich viel gestohlen“, und der weise König war wie ein Kobold darauf erpicht, den Küchenschreiber, gegen den sich nichts nachweisen ließ, dennoch „mit der Karre bestraft“ zu sehen.

»Daß Friedrich II. ernstzunehmende juristische Studien gemacht oder Einsicht besessen hätte, ist ein Wahn, der sich auf Schritt und Tritt widerlegen läßt.\*

»Ist es unter diesen Umständen erstaunlich, daß die vielgerühmte friderizianische Neuordnung der Rechtspflege größtenteils im Anlaufe stecken blieb? Der tüchtige Sohn des Heidelberger Naturrechtslehrers Cocceji, den Friedrich II. nicht berief, aber als Justizminister vorfand, war zwar, wie Carlyle nett sagt, ein wahrer Herkules im Reinigen der preußischen Justizställe. Aber sein Entwurf eines *Corpus juris Fridericianum* blieb Fragment, sagt Gustav Schmoller, der auch zugesteht, daß Coccejis Zivilprozeßordnung im *Codex Fridericianus* „ihr Ziel nicht erreicht hat, indem sie wesentlich auf dem Papier blieb“. Auch Coccejis gelehrtes Werk über das Naturrecht blieb unvollendet. Die „willkürliche und ungerechte“ Kassierung des Kanzlers Fürst hatte dann die erfreuliche Folge, dem tüchtigen Nach-

\* Vgl. das gesondert erscheinende Gespräch über »Napoleon oder der „Kniefall vor dem Heros“ «.

folger Carmer im neununddreißigsten Jahre der Regierung Friedrichs II. Gelegenheit zur Verwirklichung guter Gedanken zu geben, die „nur“, wie Schmoller zugesteht, „damals in der Färbung des omnipotenten Polizeistaates auftraten“. Der gewiß nicht tadellustige Schmoller fährt fort: „Indem man, wie Carmer, von den schlesischen Bauernprozessen ausging, wollte man gleichsam alle Rechtsprechung in ein summarisches Vergleichsverfahren verwandeln, machte die Parteien und Advokaten mundtot... Jedenfalls wirkte die Reform nur so lange günstig, ... als man im Richterstand eine irdische Vorsehung anzuerkennen geneigt war. Als diese Bedingungen im neunzehnten Jahrhundert schwanden ..., da mußten die preußischen Rechtszustände als veraltet und unhaltbar erscheinen, besonders gegenüber dem rheinisch-französischen Verfahren.“ So muß sich selbst Friedrichs Verehrer Schmoller vor Napoleon verbeugen. Dem berühmten preußischen Landrecht, dessen Entwurf noch gerade vor dem Tode Friedrichs II. veröffentlicht zu werden anfang, wirft der große Savigny vor, daß es die Höhe und Schärfe der Prinzipien des Römischen Rechts aufgabe und doch auch nicht das individuelle Leben voll vergegenwärtige, ein Vorwurf, dessen Berechtigung auch Schmoller zugibt.«

Hegemann: »Sie sehen nur die Fehler. Vergessen Sie nicht die Lichtseiten. Denken Sie zum Beispiel an das, was Schmoller die „musterhafte Ordnung der Finanzen“ Friedrichs des Großen genannt hat.«

Manfred: »Schmoller ist so bereit Friedrich zu loben, daß er mich nur zu fesseln vermag, wo er zugestehen muß, daß Lob unmöglich ist. Lassen Sie uns sehen, was das Handwörterbuch der Staatswissenschaften über Friedrichs II. Finanzen zu sagen hat. Der große Artikel „Finanzen“ im Handwörterbuch ist zwar nicht von einem Berliner geschrieben; aber der rühmlich bekannte süddeutsche Gelehrte von Eheberg, der ihn schrieb, sagt vielleicht die

Wahrheit.« Manfred blätterte und las von Zeit zu Zeit einen Satz vor: »„Wie auf allen Gebieten der Staatsverwaltung, so war eben auch auf dem der Finanzverwaltung Friedrich II. der höchste Leiter. Die frühere Behördenzentralisation ging mehr und mehr verloren und wurde durch die Provinzialverwaltungen und besondere selbständige Finanzorgane beschränkt, die direkt mit dem Könige verkehrten. Auf die Dauer wäre ein solcher Zustand unhaltbar gewesen“ ... „Von 1766—86 war die Verwaltung der Accise, Zölle und Monopole einer eigenen Verwaltung unter französischen Beamten der ‚Regie‘ unterstellt worden; Friedrich Wilhelm II. beseitigte aber die höchst unpopuläre Einrichtung. ... Erst 1787 wurden die bis dahin provinziell verschiedenen Tarife einheitlicher gestaltet.“ Das klingt anders als Schmoller. Wenn man Friedrich II. als Finanzverwalter zu verstehen sucht, bekommt man das Bild eines alten Geizhalses, der aus Mißtrauen und Bosheit gegen die Erben absichtlich und unwillkürlich die Übersichtlichkeit der Geschäfte verschleierte, der hier eine Stange Goldes vergräbt oder in einen Strumpf steckt und dort eine Rolle Taler in die Matratze einnäht. Nach seinem Tode hat es Jahre gedauert, bevor es möglich war irgendwelchen Überblick über den „unhaltbaren Zustand“, wie von Eheberg es nennt, zu gewinnen. Bismarck deutet im zweiunddreißigsten Kapitel seiner „Gedanken“ an, daß vielleicht Friedrichs II. „Eitelkeit gegen Ende seiner Regierung degenerierte“, so daß er vielleicht absichtlich diese Unordnung gesteigert hat, damit „die Nachwelt den Unterschied zwischen seiner und der folgenden Regierung merken möge“. Wie verworren die Dinge waren, die Friedrich II. hinterließ, geht recht heiter daraus hervor, daß noch heute von zwei so angesehenen Gelehrten wie von Eheberg und von Schmoller der erste den allmählichen „Verlust der früheren Behördenzentralisation“ beklagt, während Schmoller zugesteht: „Die staatliche Zentralisation hat ihre Grenzen.

Dies Prinzip der Unifizierung und Bevormundung hat der friderizianische Staat überspannt. Die Bürger, die Bauern blieben unselbständig, es mangelte an freier, genossenschaftlicher Organisation auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens“. Wenn dann Schmoller trotzdem sagen zu dürfen glaubt: „Volkswirtschaftlich und finanziell steht Friedrich der Große auf der Höhe seiner Zeit“, so trifft das eben nicht zu, denn damals wurde in der ganzen Welt im Sinne der englisch-französischen Aufklärung gearbeitet und in manchen Ländern viel ernsthafter als in Preußen. Hören Sie wieder von Eheberg: „Die Grundsteuerreform Karls VI. in der damals österreichischen Lombardei und die Steuerrektifikationen unter Maria Theresia und Joseph II. stellen, wie (der Berliner) Adolf Wagner mit Recht hervorhebt, das Wichtigste dar, was zur Herbeiführung einer allgemeineren und gleichmäßigeren, direkten Besteuerung vor dem neunzehnten Jahrhundert in einem Großstaate Europas geschah.“ Aber die preußischen Geschichtschreiber haben den Mut zu behaupten, Deutschland mußte vor Maria Theresia gerettet werden, um an friderizianischem Wesen zu genesen.«

Hegemann: »Aber Sie müssen doch zugeben, daß Friedrich wenigstens eine mustergültige Sparsamkeit übte.«

Manfred: »Ich kann den Erbauer des „Neuen Palais“ nicht sparsam nennen.\* Aber er hatte die *fixe Idee* seines Vaters, möglichst viel Edelmetall aufzuspeichern; mit diesen der Volkswirtschaft entfremdeten Schätzen gedachten diese „großen“ Preußenkönige dann umso erfolgreicher gegen Kaiser und Reich kämpfen zu können.

»Man weiß, wie Friedrich II. im Jahre 1775 berechnete (*Oeuvres* IX, S. 183), daß seine Ersparnisse es ihm 1778 wieder erlauben würden, mit seinem rühmlich geprügelten Heere gegen die deutsche Kaiserin zu marschieren; und er

\* Friedrichs eigentümliche Sparsamkeit hat Manfred im fünften Gespräch eingehend erörtert.

hat es dann ja auch mit großen Unkosten versucht. Nennen Sie das Sparsamkeit?»

Hegemann: »Es ist traurig, wie Sie dem großen König alles abstreiten wollen. Ein paar Federn müssen Sie ihm doch lassen.«

Manfred: »Mir scheint, er muß sie alle lassen, denn sie gehören ihm nicht.«

Hegemann: »Denken Sie an seine großartige innere Kolonisation, die auch Goethe anerkannt hat, als er dem Kolonisatoren Friedrich dem Großen im zweiten Teil des „Faust“ ein Denkmal setzte.«

Manfred: »Ich kann mir gar nicht denken, daß der große alte Goethe, der die Bedeutung der Besiedelung Westamerikas erkannte, beim zweiten Teil des Faust noch an die Lappalien Friedrichs II. gedacht hat. Der lobredende Berliner Professor Schmoller läßt alle Hohenzollern zusammen im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nur 30 000 bis 40 000 Kolonistenbauern und 100 000 Kleinbauern und Häusler ansiedeln.«

Hegemann: »Wollen Sie diese treue Kleinarbeit nicht ehren? Sie dürfen nicht erwarten, daß man im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert schon die Siedler millionenweise und die Städte hundertweise aus der Erde stampft, wie das im neunzehnten Jahrhundert in Amerika möglich war.«

Manfred: »Millionen von Siedlern jedes Jahr wie bei uns, das vielleicht nicht. Aber Städte hundertweise, warum nicht? Im dreizehnten Jahrhundert gründeten die Engländer in Südfrankreich allein zwanzig Städte, und gleichzeitig gründeten die Deutschen in Böhmen allein hundert Städte. Sie rühmen Friedrichs II. Kleinarbeit. Jedes Ding hat seine Zeit. Damals wurde die Welt verteilt, und ein genialer Fürst mit einem großen Heere hätte damals etwas Großartigeres leisten können als mit wahrscheinlich unverhältnismäßigem Kapitalaufwand ein paar tausend Bauernhöfe auf minderwertigem Boden zu schaffen. Friedrich II. woll-

te der „immerwährende Generalleutnant der Reichstruppen“ seines Schattenkaisers, Karls VII., „Marionette“ von Frankreichs Gnaden, sein; hätte er sich statt dessen mit Geist und Kraft zum Generalleutnant Maria Theresias gemacht, wie vor ihm Prinz Eugen es getan hatte, dann hätte er den Deutschen ein Stück des verlorenen Kolonialreiches der Habsburger zurückerobert und wie Faust sprechen können:

*Eröffn' ich Räume vielen Millionen,  
Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen.*

.....  
*Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,  
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.*

»Für die Millionen deutscher Ansiedler, die in die Fremde gehen mußten, war kein deutsches Siedlungsland gesichert worden; sie wurden „Kulturdünger“ fremder Kolonialreiche. Statt dessen 140 000 Bauern in zwei Jahrhunderten! und jedermann soll vor Bewunderung über diese Leistungen ersterben.

»Vor den Toren des damals noch großen Deutschen Reiches warteten die unendlich fruchtbaren Ländereien des Balkan und dahinter Kleinasien auf deutsche Siedler; wäre das nicht alles ebenso unvermeidlich und fast *automatisch* den Deutschen zugefallen wie Sibirien den Russen, wenn nicht der große König der Preußen ohne staatsmännischen Fernblick lieber im eigenen Vaterlande „gerauft hätte, um sich einen Namen zu machen“, wie er es nannte? Ohne Friedrich II. wären die Ansprüche, wie sie Joseph II. 1781 auf die Walachei westlich der Aluta, auf Teile Albanien und Serbiens, auf Bosnien und die Herzegowina in seinen Verhandlungen mit der höchst bereitwilligen Katharina von Rußland erhob<sup>1</sup>, leicht durchsetzbar gewesen, jedenfalls viel leichter als heute, wo derartige kolonialpolitische Ziele zu spät für richtig gehalten werden sollen. Ohne Friedrich II. wäre jedenfalls Maria Theresias Ansiedlungs-

tätigkeit im Osten von höchster staatsmännischer Bedeutung gewesen; verglichen damit scheint mir Friedrichs II. vielgerühmtes kolonisorisches Bemühen eine verhältnismäßig belanglose innere Angelegenheit. Maria Theresia erhob Siebenbürgen zum Großfürstentum; dort wohnen heute 250000 Deutsche, und es würden dort zehnmal so viele Deutsche wohnen, wenn die friderizianischen Bruderkriege das Denken der Machthaber nicht überwiegend auf Krieg und Kriegsrüstung und das Denken der Untertanen auf Flucht vor den Machthabern gelenkt hätte.«

Hegemann: »Ich glaube Sie übertreiben.«

Manfred: »Lesen Sie Nettelbecks Lebensbeschreibung. Dieser berühmte Preuße schildert, wie die Bürgersöhne seiner Vaterstadt vor der „heillosen und unmenschlichen Art“ und den „grausamsten Mißhandlungen“ der preußischen „militärischen Fuchtel“ flohen, wie die holländischen Kolonien „eher deutsche Kolonien“ zu nennen und wie zum Beispiel in Surinam „die Plantagenbesitzer größtenteils seine näheren oder entfernteren Landsleute“ waren. Deutsche Kraft ist in heilloser Weise vergeudet worden. Vergessen Sie nicht, daß der Nationalitäten-Wahnsinn der Splitter-Natiönchen, der heute den Balkan verheert, erst im neunzehnten Jahrhundert ausgebrochen ist und wahrscheinlich als Folge des Versagens deutscher Kulturmacht gedeutet werden muß. Wenn in Deutschland die menschliche Würde Goethes und des Freiherrn vom Stein nicht doch schließlich von der Menschenverachtung und Prügelwirtschaft erdrückt worden wäre, wenn es in Deutschland statt friderizianischer „Rauflust“ ein gebildetes Königtum, wenn es ein in Goetheschem Sinne gebildetes Deutschland gegeben hätte, wie kann man zweifeln, daß der Balkan mit derselben Unvermeidlichkeit deutsch geworden wäre, mit der die Elsässer und Lothringer französisch, oder wenn Sie vorziehen, die sibirischen Stämme russisch wurden?  
»Statt die kolonisorischen Leistungen der Hohenzollern

zu bewundern, sollte man vielleicht einmal die Gegenrechnung aufmachen und sich über die Wirkungen klar werden, welche die Flucht vor preußischer Militärsklaverei und die zeitweise Entvölkerung des Landes, wie sie Professor Max Lehmann in den westlichen Provinzen zahlenmäßig feststellte, für die Entwicklung Preußen-Deutschlands gehabt hat. Es kann wohl kaum Zweifel sein, daß es die Tüchtigeren waren, die flohen und in der Fremde Plantagenbesitzer wurden. Was zurückblieb und sich der preußischen Barbarei unterwarf, ist wahrscheinlich doch gerade der geeignetste Nährboden für den „preußischen Lakaiengeist“ gewesen (wenn ich mich eines von Theodor Storm während seiner Potsdamer Zeit geprägten Ausdruckes bedienen darf), der vielleicht erstaunliche Leutnants ins elsässische Zabern schicken, aber keine kolonisatorischen Eroberungen machen kann.

»Und was wäre es viel, wenn Sie auch das ganze von Friedrich II. so teuer erkaufte Schlesien als deutschen Neugewinn rechnen dürften?

»Was sind alle diese preußischen Errungenschaften verglichen mit den nie wieder gutzumachenden Opfern, die der preußischen Eigenbrötelei gebracht worden sind. Man vergißt viel zu leicht, daß der sechsundvierzigjährige Bürgerkrieg, den Friedrich II. als Krieg der Waffen oder der Diplomatie oder als Handelskrieg gegen den deutschen Kaiser führte, daß dieser furchtbare innere Verwüstungskrieg Deutschland aus der Reihe der Großmächte gerade in dem Augenblick strich, in dem die Umwälzungen in Frankreich für ein einmütiges Deutsches Reich die Zurückeroberung der verlorenen Provinzen und, während des Kampfes zwischen England und Frankreich, die Erwerbung der fehlenden Kolonien leicht oder wenigstens möglich gemacht hätte. Man macht sich nicht recht klar, daß Deutschland heute eines der großen Weltreiche sein könnte ohne die diplomatischen und poetischen Unschicklichkeiten und



Eitelkeiten dieses hysterisch rasenden Preußen-Rolands Friedrich II.«

Manfred, der warm zu werden begann, lachte und rief: »Ereifere ich mich nicht, als wäre ich selber ein Deutscher? Aber kann man es denn ruhig ansehen, wie die Deutschen mit ihrem „großen König“ hereingefallen sind? Ist das *fair-play*?« Manfred lachte wieder und fuhr, wieder gleichmütig, fort: »Jedenfalls scheint mir Lord Macaulay in seinem kurzen „Versuch über Friedrich den Großen“ der von Herrn Thomas Mann aufgestellten Forderung heroischen Humors besser zu genügen als Carlyle in seinen sechs Bänden. Hören Sie, wie Macaulay Friedrichs II. „heroische Schwachheiten“ würdigt.« Manfred hatte Macaulays „*Essays*“ in der Hand und las übersetzend folgende auf den Siebenjährigen Krieg bezügliche Stelle vor:

»„Es ist schwer zu sagen, ob das Tragische oder das Komische vorherrschte in den eigenartigen Auftritten, die sich damals abspielten... Der große König ist umgeben von Feinden, er trägt Verzweiflung im Herzen und hält Gift in Bereitschaft, aber ihm entsprudeln Hunderte und Hunderte von Versen, Göttern und Menschen ungenießbar, der schale Bodensatz der Voltaireschen Quelle, das schwächliche Echo der Muse Chaulieus... Wir kennen kaum ein ähnlich überraschend groteskes Beispiel der Stärke und Schwäche der menschlichen Natur als den Charakter dieses trotzens, wachsamen, entschlossenen, scharfsinnigen Blaustrumpfes, halb Mithridates, halb Trissotin, der sich mit einer Unze Gift in der einen Tasche und einem Bündel schlechter Verse in der anderen einer Welt von Feinden entgegenstemmt.“«

Thomas Mann, dem wohl Macaulays leichte Art von der Not des Königs zu sprechen ebenso bedenklich schien wie mir, sagte nicht ohne Nachdruck: „Damals standen Völker in einer Kopfzahl von beiläufig hundert Millionen gegen ungefähr fünf Millionen; vierzehn Fürsten gegen

einen; siebenhunderttausend Mann Truppen gegen zweihundertsechzigtausend.“

Manfred: »Ja, das wird oft betont, — als ob Friedrich der Welt getrotzt hätte wie Ludwig XIV. oder Napoleon — obgleich es doch höchstens auf eine sehr kurze Frist, nach dem englisch-französischen Vertrag von Kloster Zeven, zutrifft; und selbst damals nicht, weil damals ja gerade die Russen sich auf verfrühte Gerüchte vom Tode der Kaiserin zurückzogen. Damals schien Friedrich für einige Wochen in der Luft zu hängen. Aber es schien doch nur so. Die englische Regierung sah in Friedrich die tüchtige Puppe, deren sie sich bediente, um „Amerika in Deutschland zu erobern“ wie der allmächtige Pitt es nannte, — von Indien, dem Kronjuwel der Engländer, das nebenbei damals auch noch den Franzosen entrissen wurde, schwieg Pitt; diese englische Regierung hat den Vertrag von Kloster Zeven nie anerkannt; sie war keineswegs gewillt, den brauchbaren Preußenkönig so früh zu entlassen. Friedrich, statt allein zu stehen, war im Gegenteil seiner allseitigen Unentbehrlichkeit so sicher, daß er die neuen britischen Geldangebote so lange unbeantwortet ließ, bis er seine Hoffnung in französische Gefolgschaft zurückkehren zu dürfen gescheitert sah.« (Vgl. Koser, II, 125.) »So blieb er denn nach wie vor der General der ersten Großmacht der Welt, eine Rolle, die ja schließlich vorteilhafter war als wieder für die Franzosen zu marschieren, die 1745 auf sein Gesuch um vier Millionen Taler Unterstützung ihm nur etwa die Hälfte bewilligen wollten. Immerhin, er „entsagte den Franzosen“<sup>1</sup> ungerne und schrieb nur mit Bedauern gleich nach Roßbach an die Schwester Wilhelmine: „Ich muß Ihnen mitteilen, daß neue Vereinbarungen, die ich mit den Engländern getroffen habe, es mir unmöglich machen, einen Sonderfrieden mit den Franzosen zu schließen.“«

»In Englands und Frankreichs weltgeschichtlichem Kampfe um die Herrschaft der Welt wählte Friedrich unbeküm-

mert um deutsche Vorteile und Aussichten jeweils die Partei, die seinem preußischen Partikularismus Vorteil zu verheißen schien. Während des österreichischen Erbfolgekrieges war er zweimal für die Franzosen marschiert. In *l'Histoire de mon temps* erklärt Friedrich, daß er mit den finanziellen und militärischen Leistungen der Franzosen unzufrieden war, und rühmt die Engländer, für die er seit 1756 marschierte, folgendermaßen: „Von allen Völkern Europas ist das englische das wohlhabendste; sein Handel umfaßt die ganze Welt, seine Reichtümer sind übermäßig, seine Hilfsquellen fast unerschöpflich“... „gestützt auf diese Reichtümer konnte der König von England Heere aus der Erde stampfen und die entlegensten Winkel der Erde mit Krieg überziehen.“

»Und es war nicht nur vorteilhaft, für die Engländer zu kämpfen, sondern es wurde notwendig, denn Friedrich hatte noch unbekümmert gegen die Herrscherinnen Frankreichs, Rußlands und Österreichs gewitzelt und gedichtet, als vom Grafen Kaunitz in Paris dem Witzigen bereits der Boden unter den Füßen weggenommen worden war.«

Hier warf Thomas Mann nachdenklich ein: »Ja, Friedrich verachtete und brüskierte sie alle drei bis zur vollkommenen politischen Unklugheit. Laut, bei Tische, in Gegenwart der Lakaien, nannte er sie „die drei ersten Huren Europas“, obgleich oder vielmehr weil er wußte, daß den Spionen der fremden Höfe keine seiner Bemerkungen entging.«

Manfred: »Ja, Friedrich war eigentümlich witzig, und als er endlich merkte, was ihm in Paris zugestoßen war, dachte er, mit seinem Übergang zu England und Rußland einen geschickten Gegenzug zu machen, und war doppelt betrogen, einmal, indem er damit gerade – zur Freude des wirklich gewandten Kaunitz – den bis dahin fehlenden Anstoß lieferte, der Frankreich endgültig dem Kaunitzischen Bündnis in die Arme trieb, und zum anderen, indem die Zarin, die von Friedrich gleichzeitig der Welt als „Hure“ vorge-

stellt und als preußische Bundesgenossin in Anspruch genommen wurde, sich plötzlich zurückzog, weil sie sich von England nicht zur Bundesgenossin Friedrichs „*prostituieren*“ lassen wolle, wie sie sich ausdrückte. Die Einzelheiten über diese Glanzleistung friderizianischer Diplomatie kann man in den Veröffentlichungen aus den preußischen Staatsarchiven heute in überraschender Ausführlichkeit nachlesen. Die Absicht solcher, für Friedrichs Bild scheinbar ungünstigen Veröffentlichungen ist, die Wahrheit ans Licht zu bringen und so zu zeigen, wie groß Friedrich II. gewesen sein muß, daß er solche Torheiten begehen durfte. Die Torheit sieht jeder; die durch sie bewiesene Größe Friedrichs zu sehen, ist Preußen vorbehalten.«

Thomas Mann: »„Friedrichs Verteidigung“, sagt Ranke, „gab ihm ein hohes Ansehen in der europäischen Staatenwelt. König Friedrich wurde, indem er sich verteidigte, zum großen Mann des Jahrhunderts.“«

Manfred: »Und ganz ähnlich wie der Berliner Ranke sang der Gefangene auf Hohenasperg und wurde zur Belohnung dafür aus dem Gefängnis geholt:

*Sieben Jahre flog Friedrich*

*Wie der Rachestrahl Gottes im Wettergewölk*

*Unter seiner Feinde*

*Schwarzen Scharen umber.*

.....

*Der Rauch von Friedrichs festen Städten*

*Wirbelte mit dem Jammergeächz*

*Der Säuglinge und Kranken gen Himmel,*

*Daß Engel ihr Antlitz borgen und trauerten.*

*Aber der Held stand mit der Rache gezücktem*

*Schwerdt.*

.....

*Ja, so stand er sieben Jahre im Felde des Todes,*

*Hehr und frei, und groß, wie ein Gott.*

»Das blutige Hin- und Herspringen, mit dem Friedrich II. die ersten dreiundzwanzig Jahre seiner Regierung ausfüllte, nennt man in Preußen stolz den ersten, zweiten und dritten Schlesischen Krieg, – das klingt würdevoll nach geschichtlicher Vergangenheit; in Reuß jüngerer Linie ist man stolz darauf, daß man einen Heinrich XXVII. als Alleinherrscher aller Reußen verehren darf – als ob die greulichen *querelles allemandes*, die Friedrich vom Zaun brach, für die Deutschen nicht die durchaus einheitliche Bedeutung hätten, daß sie Deutschland schwächten und im Kampfe um die verlorenen Provinzen und um den „Platz an der Sonne“ unterliegen ließen, im Augenblick, wo noch Hoffnung war. Tacitus hat die Weisheit Richelieus und des Westfälischen Friedens vorweggenommen, für die Friedrich II. kämpfte; Tacitus sagte: „Mögen die Deutschen nie aufhören, sich zu beneiden und zu bekriegen!“ Ausland und Inland wird sie deswegen bewundern.«

#### FRIEDRICH II. OPFERT ELSASS, LOTHRINGEN UND FLANDERN

Mir gefiel das Bild durchaus nicht, das Manfred von Friedrich dem Großen zu machen versuchte, und mir war, als müßte ich etwas Häßliches von mir abschütteln. Ich rief lachend: »Sie entstellen doch wohl durchaus Friedrichs des Großen Beziehungen zu den Franzosen. Sie tun immer, als hätte Friedrich Elsaß-Lothringen, die Franche Comté und die belgischen Niederlande an die Franzosen verschachert.« Manfred, den man nicht oft anders als lachend sah, schien beinahe grimmig, als er mir antwortete: »Wenn er sie doch verschachert hätte! Dann hätte er vielleicht wenigstens etwas dafür bekommen. Aber er hat nichts dafür bekommen als die Befriedigung seiner Eitelkeit und seiner Rauflust<sup>1</sup>, und er hat obendrein auch gleich noch dem Reiche

die Fähigkeit zerstört, diese verlorenen Provinzen wiederzuerwerben oder wenigstens Gegenwerte für das Verlorene zu schaffen.«

Ein Teilnehmer am Gespräch lachte Manfred aus: »Elsaß ging meines Wissens im Dreißigjährigen Kriege verloren, Lothringen 1738, also beide vor Friedrichs Regierungsantritt, und die Niederlande erst nach seinem Tode.«

Manfred war unerbittlich: »Die Auslieferung Lothringens an die Franzosen ist eines von den Zugeständnissen, die Österreich zur Sicherung des Thrones für Maria Theresia nur deshalb machen mußte, weil es der Treue der deutschen Kurfürsten nicht sicher war. Die Franzosen versprachen, Maria Theresia anzuerkennen — das heißt also Deutschland in einem besonders schwierigen Augenblick in Frieden zu lassen<sup>1</sup> — als Gegenleistung für die Abtretung Lothringens und waren darauf gefaßt, daß Österreich versuchen werde, mit Hilfe Preußens ihnen den fetten Bissen wieder zu entreißen. Als dann Friedrich II. unerwarteterweise nicht gegen Frankreich, sondern für Frankreich, nicht für Maria Theresia, sondern gegen sie marschierte, entschlossen sich die Franzosen, mit Lothringen nicht zufrieden sein zu wollen und auch nach Flandern die Hände auszustrecken.«

Manfred hatte sein Lachen wiedergefunden: »Sie scheinen Friedrichs Werke ebensowenig zu lesen wie die meisten anderen Bewunderer dieses großen Königs. Was sagen Sie zu folgenden Stellen aus Friedrichs „*Histoire de mon temps*“: „Was reizt denn sonst die Königin von Ungarn jetzt, die Franzosen so hart zu bedrängen, wenn es nicht die Hoffnung ist, Elsaß-Lothringen zurückzuerobern?“ („*Enfin qu'est-ce qui excite à présent la Reine de Hongrie à presser les François avec tant d'ardeur, si ce n'est l'espérance de reconquérir l'Alsace et la Lorraine?*“) Diese Worte Friedrichs beziehen sich auf die Zeit zwischen dem ersten und zweiten der von ihm entfachten Bürgerkriege. Ein paar Seiten weiter sagt Friedrich II. von sich selbst (er spricht in der dritten Person

von sich): „Die Erfolge der österreichischen Heere im Elsaß zwangen ihn (das heißt also Friedrich den Großen!) bald, sich gegen die Königin von Ungarn zu erklären. Das Bündnis mit Preußen war damals das Vorteilhafteste, was den Franzosen zufallen konnte“! („...*les succès des armées autrichiennes en Alsace, l'obligèrent bientôt à se déclarer contre la Reine de Hongrie. L'alliance des Prussiens étoit tout ce qui pouvoit arriver alors de plus avantageux à la France*“.)

»Sie sehen, Friedrich II. hat das Bedürfnis sich zu rühmen, daß er den Franzosen geholfen und ihnen Elsaß und Lothringen gerettet hat. Die preußischen Bewunderer Friedrichs folgen ihrem Abgott blindlings auch auf diesem Pfade: als einmal der französische Geschichtschreiber Herzog von Broglie den großen Friedrich einen schlechten Bundesgenossen der Franzosen zu nennen gewagt hatte, wurde er in den „Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte“ (Bd. II 2. S. 1 ff.) beinahe unwillig darauf hingewiesen, daß „das erneute Eingreifen Friedrichs in den österreichischen Erbfolgekrieg zu einer Zeit erfolgte, als die französische Armee, von den Österreichern auf das empfindlichste bedrängt, dem Feinde schon das Elsaß kaum mehr streitig machen konnte... Die Erhebung Friedrichs hatte Frankreich aus einer sehr gefährlichen Lage befreit; die weitere Tätigkeit Friedrichs hatte, indem sie die österreichischen Heere in Deutschland festhielt, die französischen Erfolge in Flandern erst ermöglicht.“ Es sind preußische Gelehrte, die solche Dinge schreiben, ohne mit der Wimper zu zucken, und die mit ernstem Gesicht erklären, die friderizianischen Sezessionskriege seien notwendig gewesen, weil die Kaiser aus dem Hause Österreich sich unfähig erwiesen hätten, die deutsche Ehre gegen das Ausland zu verteidigen.“

Thomas Mann: »Ich kann nur wiederholen: Friedrich war ein Opfer. Er mußte Unrecht tun, damit eines großen Volkes Erdensendung sich erfülle.“

Manfred: »Einem solchen Opfer ist selbstverständlich alles erlaubt, und so erzählt denn der große *Federic* unbekümmert in seiner *Histoire* weiter: „*Le Maréchal de Schmettau avoit été envoyé par le Roi de Prusse auprès de Louis XV, tant pour rendre compte des mouvemens de l'armée françoise, que pour presser le Roi de remplir ses engagements, en poursuivant jusqu'en Bavière les troupes de la Reine lorsqu'elles repasseroient le Rhin. Schmettau apprit au Roi très-Chrétien que le Roi de Prusse entreroit en campagne le 17 d'Aout et qu'il emploieroit 100 000 hommes à la diversion (diversion kann wahrhaft sinngemäß hier nur mit „Dolchstoß von hinten“ übersetzt werden) qu'il alloit faire en faveur de l'Alsace (das heißt „zur Rettung des Elsaß“ — für die Franzosen!). Ce Maréchal mit tout en usage pour donner aux armées françoises plus d'activité et de vigueur*“ (das heißt Friedrich „tat alles um die französische Kriegführung zu beleben und zu stärken“). Und dann beginnt Friedrich seine Schilderung seines Einfalls in Böhmen mit den folgenden Worten: „*Voici l'arrangement général qui fut pris pour entrer en Bohême, & pour forcer la Reine à rappeler ses troupes de l'Alsace* (das heißt „Folgendes sind die Maßnahmen Friedrichs, um Maria Theresia zum Zurückziehen ihrer Truppen aus dem Elsaß zu zwingen). *La grande armée prussienne devoit entrer sur trois colonnes en Bohême*“. Und es gibt Schwindler — in Preußen nennt man sie „Historiker“ — die behaupten, Österreich habe die deutsche Sache im Westen verraten und Preußen habe sie gerettet.

»Der Besuch des preußischen Geschäftsträgers Schmettau bei Ludwig XV., von dem Friedrich hier ohne Scham berichtet, ist einer der abstoßendsten Auftritte in der Geschichte der deutschen Demütigungen. Ludwig XV. hatte sich gerade in dem durch Friedrich II. den Franzosen ausgelieferten Elsaß huldigen lassen. Die Stadtältesten von Straßburg hatten unter Berufung auf die alten Rechte, die die Stadt einst im Deutschen Reiche genoß, gebeten, bei



der Huldigung nicht knien zu müssen, und waren abschlägig beschieden worden. Nachdem König Ludwig die elsässischen Huldigungen entgegengenommen hatte, unternahm er mit vier französischen Feldmarschällen die Belagerung von Freiburg im Breisgau, das ein treuer ungarischer Kommandant sechs Wochen lang gegen die gewaltige französische Übermacht verteidigte. Die Franzosen berechnen ihre Verluste bei der Belagerung auf 6000 Tote. Während dieser sechs Wochen drängte sich der Gesandte Friedrichs II. von Preußen dermaßen, teils mit Ratschlägen, teils mit Biten um Hilfe, an den französischen König, daß dieser sich bei Friedrich II. über seine Zudringlichkeit beschwerte. Wenn es Deutsche gibt, denen die hochverräterischen Geständnisse etwa nicht genügen, die Friedrich II. in seiner *Histoire* über die preußische Auslieferung von Elsaß und Lothringen an die Franzosen gemacht hat, so werden ihre Zweifel zerstört werden, wenn einmal in einer unbewachten Stunde die „Testamente“ Friedrichs II. veröffentlicht werden.\* Da finden sich Stellen wie die folgende aus dem Testament von 1752: „Seit der Erwerbung Schlesiens verlangt unser *Interesse*, daß wir im Bunde mit Frankreich bleiben. Schlesien und Lothringen sind zwei Schwestern, von denen die ältere Preußen, die jüngere Frankreich geheiratet hat. Dieser Bund zwingt sie zu gleicher Politik. Preußen darf nicht ruhig zusehen, daß Frankreich Elsaß oder Lothringen verliert und die *Diversionen* (das heißt Rückenangriffe gegen den deutschen Kaiser, Dolchstöße von hinten!), die Preußen zugunsten Frankreichs unternehmen

---

\*Diese auf Bismarcks rücksichtsvollen (und bei seinen Beziehungen zum Hohenzollernhause begreiflichen) Wunsch geheimgehaltenen „Testamente“ sind nach der Flucht Kaiser Wilhelms II. tatsächlich veröffentlicht worden. Sie stellen leider eine furchtbare Demaskierung Friedrichs II. dar. Für Deutsche, die Friedrichs II. Sprache nicht lesen können, ist 1922 auch eine Übersetzung veröffentlicht worden.

kann, sind wirksam, denn sie tragen den Krieg sofort ins Herz der Erblande (das heißt des deutschen Kaisers! und sieben Jahre lang auch nach Preußen! war je ein Narr kurz-sichtiger als Friedrich II.?). Aus dem gleichen Grunde kann Frankreich nicht dulden, daß Österreich Schlesien zurück-gewinnt; denn das wäre eine zu große Schwächung für einen Bundesgenossen Frankreichs, der ihm für die Staats-geschäfte im Norden und im Reich („das Reich“ ist das Deutsche Reich!) nützlich ist, und dessen *Diversionen*, wie ich gerade eben schon sagte (man muß es zweimal hören, um es glauben zu können!), Elsaß und Lothringen im Falle einer großen und unvermuteten Gefahr sicher retten (das heißt für Frankreich! die Hoffnung, den Franzosen gegen das Deutsche Reich helfen zu dürfen, macht den kleinen Fritz ganz verschmitzt. Fritzchen fährt pfiffig fort:) Die Politik des Versailler Hofes bestand stets darin, sich der Vergrößerung und dem *Despotismus* der Kaiser zu wider-setzen. Preußen hat die gleichen *Interessen* ... Frankreich kann uns Preußen unterstützen, indem es *Diversionen* in Flandern und am Rhein ausführt, im Laufe eines Krieges die Pforte gegen Rußland oder Österreich aufriegelt und Truppen deutscher Fürsten in Sold nimmt, um sich Preu-ßen zur Verfügung zu stellen. (Das ist der „Fürstenbund“!) Aus allem Gesagten geht hervor, daß dies Bündnis *natür-lich* ist.“ So erklärte Friedrich II.

»Und „*natürlich*“ ist Friedrich der größte deutsche Staats-mann, und falls je Deutschland wieder Elsaß-Lothringen verlieren sollte, dann werden seine siegreichen Feinde sehr passend das gedemütigte deutsche Volk zwingen, dem „gro-ßen König“ ein Denkmal in Straßburg zu errichten oder — wenigstens bis zur Abzahlung der Kriegsentschädigung — das Bild dieses „deutschen“ Königs auf den Fahnen und Briefmarken zu dulden.

»Aha, Sie glauben, ich halte Sie zum besten. Also bitte, hören Sie die staatsmännische Weisheit Ihres großen Kö-

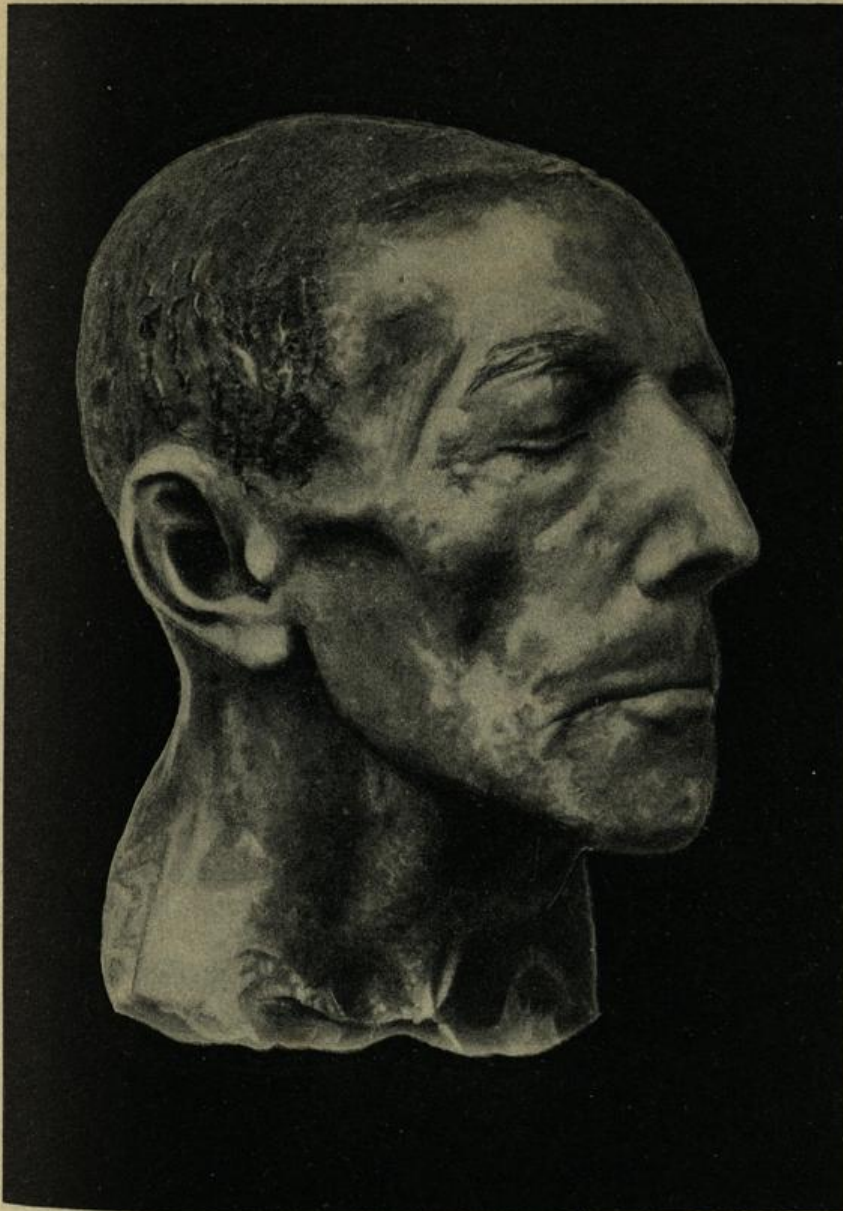
nigs auf französisch. Es ist ja auch nur eine Besudelung der deutschen Sprache, irgendeine Äußerung dieses kurzsichtigen Verräters der deutschen Sache ins Deutsche zu übersetzen.

»Dies sind die Worte Friedrichs des Großen: *„La Silésie et la Lorraine sont deux sœurs dont la Prusse a épousé l'aînée et la France la cadette. Cette alliance les oblige à suivre la même politique. La Prusse ne saurait voir d'un œil tranquille enlever à la France l'Alsace ou la Lorraine, et les diversions de la Prusse en faveur de la France sont efficaces, parce qu'elles portent à l'instant la guerre au centre des pays héréditaires La France, par une raison semblable, ne peut souffrir que l'Autriche reprenne la Silésie, parce que cela affaiblirait trop un allié de la France, qui lui est utile pour les affaires du Nord et pour celles de l'Empire et dont les diversions, comme je viens de le dire, sauvent à coup sur la Lorraine et l'Alsace, en cas d'un danger éminent et imprévu. La politique de la cour de Versailles a de tout temps été de s'opposer à l'agrandissement et au despotisme des Empereurs. Les intérêts de la Prusse sont les mêmes“.*

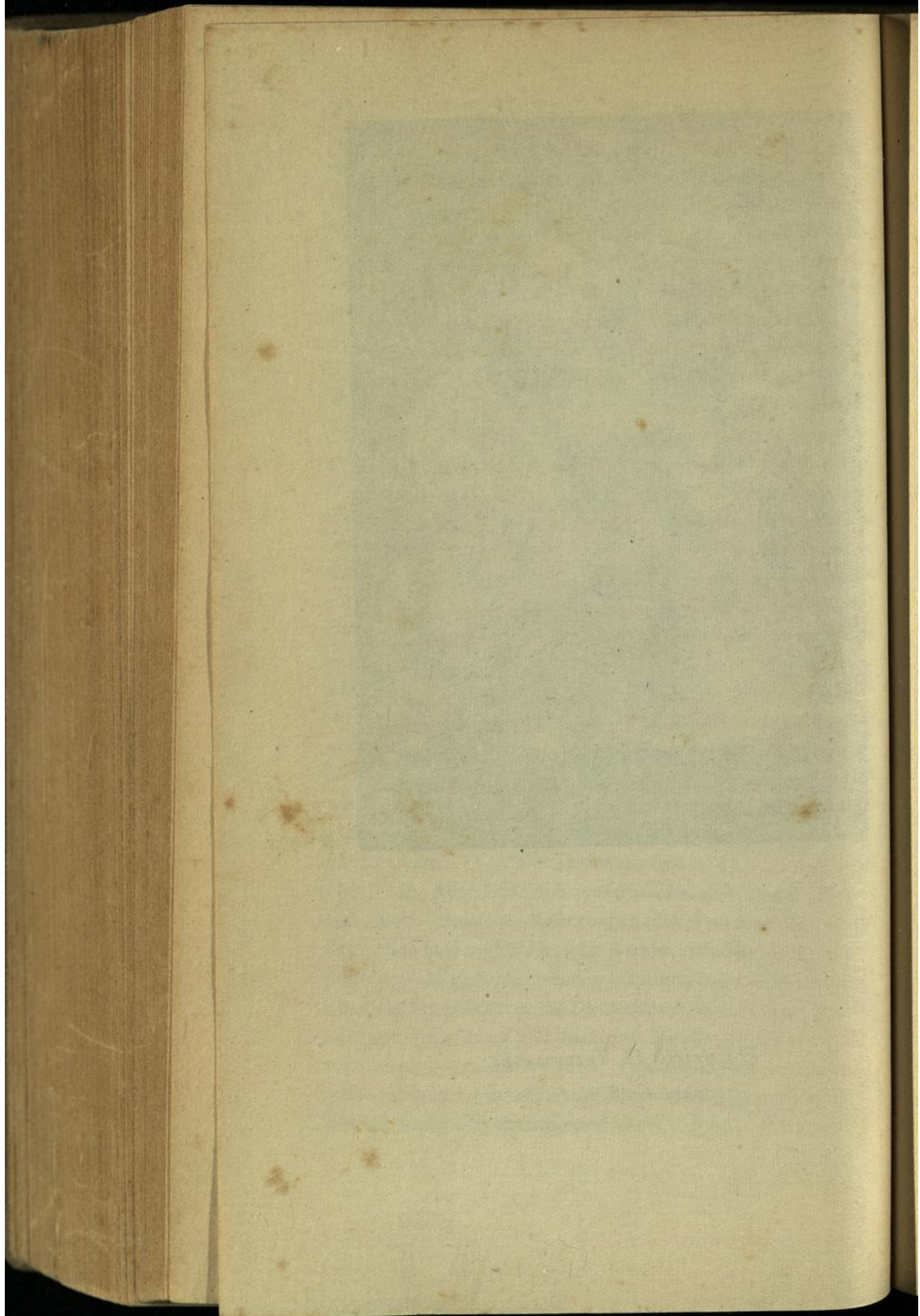
»Der Verfasser dieser Unverblümtheiten ist Friedrich II.; wenn es ein Deutscher wäre, müßte er wegen Hochverrats gehängt werden. Es ist ein Glück für ihn, daß Französisch in Deutschland von den wenigsten Menschen verstanden wird.«

Hegemann: »Das Testament, in dem diese Dinge stehen, ist ja geheim.« (Vgl. aber Anmerkung S. 430.)

Manfred: »Aber Friedrich der Große hat sich, wenn möglich, noch dreistere Äußerungen des Verrates an der deutschen Sache geleistet, die bereits veröffentlicht sind und die nicht geduldet werden könnten, wenn die Kenntnisse des Französischen in Deutschland nicht auf Kellner und auf die *aktiven* und *inaktiven* Mitglieder der „Verschwörung gegen die Wahrheit“ beschränkt wären, an der teilzunehmen zu den Ehrenpflichten gebildeter Preußen gehört. In den veröffentlichten Werken Friedrichs II. be-



*Friedrichs II. Totenmaske  
nach G. B. Volz*



findet sich die Flugschrift, mit der der große König zu Anfang des „Siebenjährigen“ Krieges bei den Franzosen für Preußen Stimmung zu machen versuchte und die sich als *posthumer* Brief des Kardinals Richelieu gibt. Friedrich II. läßt da den Vorbereiter des Westfälischen Friedens unter anderem folgendes sagen:

»... *le cardinal de Fleury... m'a appris que la Franche Comté, l'Alsace et la Lorraine étaient soumises à la domination française...* Dann warnt der Kardinal vor dem deutschen Kaiser: *si la France n'y pourvoyait, elle se trouverait avoir en tête un ennemi plus puissant que Charles-Quint, aussi ambitieux que Ferdinand II, plus actif que Charles VI qui revendiquerait sans cesse la Franche Comté, l'Alsace, la Lorraine et peut-être la Flandre*“. Und dann ruft Kardinal Richelien dem König von Preußen zu: *„Il vous était réservé, Sire, de prévenir tant de maux, d'assurer le trône de nos rois et d'abattre cette hydre*“. Der Kardinal unterzeichnet den Brief als *„très sincère admirateur Armand Jean du Plessis Cardinal duc de Richelieu*“.

»Die „Hydra“, gegen die Friedrich so nach seinem eigenen Bekenntnis von 1756 die französischen Könige mit Stolz verteidigt, das ist der deutsche Kaiser, der „mächtiger als Karl V.“ gewesen wäre, wenn nicht Preußen den Franzosen beigestanden hätte. Der Geist des großen Richelieu hatte wohl recht, die Franzosen zu beglückwünschen, daß ihnen Friedrich II. gegen den deutschen Kaiser half. Bereits das Bündnis, das Maria Theresia 1743 mit England schloß, sah die Rückeroberung von Elsaß, Lothringen und den drei Bistümern vor; und es läßt sich nachweisen, daß der österreichische Plan, Lothringen, das Stammland des Kaisers, zurückzuerobern, auch nach dem Ende des österreichischen Erbfolgekrieges keineswegs eingeschlafen war. Aber nach den schmerzlichen, mit dem preußischen Reichsfeinde gemachten Erfahrungen sagte der Staatskanzler Kaunitz zutreffend in seinem Vortrag am 28. August 1755:

„Frankreich können wir nimmermehr Lothringen aus den Händen bringen, wann wir nicht vorher Preußen *ecrasieret* haben.“ Patriotische Deutsche werden Lust empfinden, dem treffenden Worte des geistreichen Kaunitz den Lieblingsfluch Voltaires hinzuzufügen, den auch Friedrich II. oft und treu nachgebetet hat: „*Ecrasez l'infâme!*“

»Die Wiedereroberung des lothringischen Stammlandes mußte damals noch jeder für erwünscht und durchführbar halten, dem bekannt war, was Friedrich II. wußte. Dieser *Federic* hat nämlich in seinem *Antimachiavel* folgendermaßen den Übergang Lothringens an die französische Herrschaft geschildert: „*Lorsque les Lorrains ont été obligés de changer de domination, toute la Lorraine étoit en pleurs; ils regrettoient de perdre les rejetons de ces ducs, qui depuis tant de siècles furent en possession de ce florissant pays, et parmi lesquels on en compte de si estimables par leur bonté, qu'ils mériteroient d'être l'exemple des rois. La mémoire du Duc Léopold étoit encore si chère aux Lorrains, que quand sa veuve fut obligée de quitter Luneville, tout le peuple se jeta à genoux au devant du carrosse, & on arrêta les chevaux à plusieurs reprises; on n'entendoit que des gémissemens, & on ne voyoit que des larmes*“.

»Die Familie des deutschen Kaisers hat also augenscheinlich in Lothringen ebenso „geistreich“ geherrscht — ich gebrauche Goethes Ausdruck<sup>1</sup> — wie Maria Theresia in Ungarn. Heute wird der Familie des deutschen Kaisers in Lothringen weniger schmerzlich nachgeweint. Heute — nach anderthalb Jahrhunderten französischer Herrschaft — können Franzosen und Lothringer die deutsche Rückeroberung Lothringens ein Verbrechen nennen; damals mußte sie bei jedem Kriege mit Frankreich (wie ihn zum Beispiel Frankreich und Friedrich II. 1740 vom Zaun brachen) sich als Pflicht und selbstverständliches Ziel darbieten. Bis zum Jahre 1789 wurde Elsaß und Lothringen in der Sprache der französischen Verwaltung „*Etranger effectif*“ ge-

nannt. Noch 1909 schrieb der führende französische Geschichtschreiber Lavis: „Nach seiner Rückkehr aus Preußen (1753) wagte Voltaire nicht sich nach Frankreich zu begeben und irrte deswegen länger als ein Jahr in Elsaß und Lothringen umher.“

»Am 10. Juni 1757 (also gerade in der Zeit, in der Friedrich mit Selbstmord zu drohen anfang) schrieb die Markgräfin von Bayreuth an ihren Bruder: „*En France ils craignent que vous ne vous liguiez avec l'Impératrice conjointement avec l'Empire ... et qu'en échange de la Silésie vous fassiez restituer à la cour de Vienne l'Alsace et la Franche Comté. Je suis informée qu'ils redoutent plus que jamais cet accommodement*“. (Die Franzosen rechneten wie mit einer Selbstverständlichkeit damit, daß Elsaß-Lothringen trotz Friedrichs entgegengesetzten Bemühungen wieder ans Deutsche Reich zurückfallen werde.)

»Am 21. September desselben Jahres (also gleich nach dem langen Brutus- und Cato-Briefe an die Schwester und gleich nach Friedrichs Bereitwilligkeits-Erklärung, auch die schmachlichsten französischen Bedingungen anzunehmen) schrieb Friedrich an Finckenstein, „*soli et secretissime*“ und „*en dernière confidence*“, schon seit Mitte Juni sei bekannt, „*que la France avait des appréhensions que je ne ferais ma paix avec l'Impératrice-Reine et me liguasse avec elle pour tomber conjointement avec l'Empire sur la France et qu'en échange de la Silésie je fis restituer à la cour de Vienne l'Alsace et la Franche-Comté. L'on m'assura qu'effectivement le comte Colloredo avait déjà l'idée de ce projet et que l'Imperatrice-Reine y aurait donné, si elle n'avait été retenue par le comte Kaunitz*“.

»Also, die kindlichen Franzosen konnten nicht begreifen, warum ein deutscher Fürst immer gegen seine Stammesgenossen Krieg führen solle, und fürchteten, Friedrich werde „zusammen mit den Österreichern über die Franzosen herfallen“, Elsaß und die Franche Comté zurückerobern und dafür Schlesien behalten dürfen.«



Hegemann: »Sind das nicht doch vielleicht alles phantastische Unmöglichkeiten?«

Manfred: »Sie haben recht, deutsch-nationale Politik war eine phantastische Unmöglichkeit, solange es einen Reichsfeind vom Schlage Friedrichs II. gab. Man kann in der Tat nur lachen über die Zumutung, Friedrich solle für die Stärkung des Deutschen Reiches kämpfen; das Reich zu schwächen ist ja gerade das Hauptziel seines Lebens und die Vorbedingung seines Ruhms.«

Hegemann: »Ich erinnere mich, daß Friedrich vor dem ersten Schlesischen Kriege der Kaiserin angeboten haben soll, für sie zu kämpfen.«

Manfred: »Das ist ein Hinweis, mit dem preußische Geschichtschreiber manchmal glauben, die deutsche Ehre Friedrichs retten zu können, aber Friedrichs Ausführungen in seiner *Histoire* lassen keinen Zweifel über die Nichtigkeit dieser Ehrenrettung. Das Angebot Friedrichs erfolgte, nachdem er bereits in österreichisches Gebiet eingefallen war, und er gibt selbst zu, daß sein Angebot nicht ernst gemeint war. Er sagt: „*Quoique le Roi de Prusse fut fermement déterminé dans le parti qu'il avoit pris, il jugea qu'il étoit cependant convenable de faire des tentatives d'accommodement avec la Cour de Vienne*“. Also etwa, wie vor einem Zweikampf die beiden Gegner vom Unparteiischen der Form halber noch einmal aufgefordert werden, sich zu versöhnen. Friedrich II. fährt fort: „*Comme il étoit à supposer que ces offres seroient rejetées, dans ce cas le Comte de Gotter étoit autorisé à déclarer la guerre à la Reine de Hongrie. L'armée fut plus diligente que cette ambassade; elle entra en Silésie deux jours avant l'arrivée du Comte de Gotter à Vienne*“.«

»Stellen Sie sich vor, es gelänge heute (1913) den Franzosen, ganz unerwartet Elsaß-Lothringen zu besetzen, und sie böten Deutschland ein Waffenbündnis an unter der Bedingung, daß Elsaß-Lothringen französisch bleibt – könnte Deutschland dies Angebot annehmen? Und doch würde

dies Angebot in Anbetracht der über hundertjährigen französischen Herrschaft in Elsaß-Lothringen einen Sinn haben. Friedrichs Besetzung Schlesiens hatte keinen solchen Sinn.« Seit einigen Augenblicken hatte sich Thomas Mann, der mit anderen Gästen geplaudert hatte, wieder zu uns gesellt. Er faßte schnell den Sinn der Erörterung und griff ein wie folgt:

Thomas Mann: »Es blieb dabei: Friedrich überzog das Kaiserhaus mit Krieg, — der Markgraf von Brandenburg, der als Erzkämmerer den Vorfahren Maria Theresias das Waschbecken zu reichen gehabt hat! Und dieser Angriff war von langer Hand her vorbereitet! Ich sehe in Friedrich einen sowohl einsamen als namentlich auch schlaunen jungen Menschen<sup>1</sup>. Allerdings Ludwig XV. sagte: „*C'est un fou, cet homme là est fol*“.«

Manfred: »Der eigentümliche Scharfsinn Ludwigs XV. ist oft unterschätzt worden. Sein durchdringender Verstand wurde in dem neuen großen Werk über die Geschichte Frankreichs, das unter der Leitung von Lavisie erschien, überraschend ins Licht gerückt. Hier ist auch eine Stelle aus Leopold von Ranke's Lebensbeschreibung Friedrichs II., die klar zeigt, wie überlegen Ludwig XV. als Politiker war, verglichen mit Friedrich II. Ranke sagt über die Lage vor dem ersten Schlesischen Bürgerkrieg folgendes:

»„Es ließ sich nicht denken, daß Frankreich den Gemahl Maria Theresias, der aus dem Hause Lothringen stammte, zur kaiserlichen Krone gelangen lassen sollte: denn dadurch würden die Ansprüche dieses Hauses wieder erneuert worden sein: ein Kaiser aus demselben, der zu wirklicher Macht gelangt wäre, würde den Franzosen den Besitz von Lothringen auf das ernstlichste streitig gemacht haben. Und ohne Zweifel hätte England, in neuen Zerwürfnissen mit den bourbonischen Mächten begriffen, in einem solchen Kampfe für Österreich Partei genommen; der Krieg der alten großen Allianz gegen Frankreich mußte sich als-

dann erneuern. Und durfte man nicht erwarten, daß auch Preußen, wie in dem letzten Feldzug, die Partei von Österreich ergreifen würde?“

»Die große hier von Ranke geschilderte Gefahr, in der sich Frankreich damals befand, vermochte der immer kühle und nie schwatzende König Ludwig XV. zu umgehen, indem er den sprudelköpfigen und meist dichtenden jungen Friedrich II. mit dem besten Teile der deutschen Heere ohne viel Aufhebens ins französische Lager lockte. Lothringen war gerettet; ein gar nicht hoch genug zu veranschlagender Gewinn für Frankreich! Es gibt allerdings viele preußische Geschichtschreiber, die im Verlust des treuen Lothringens keine Schädigung Deutschlands sehen wollen und die vielmehr glauben, der Übergang Schlesiens aus den Händen Maria Theresias in die Friedrichs II. stelle einen so großen Gewinn für Deutschland dar, daß Friedrich II., der für diesen innerdeutschen Besitzwechsel dreiundzwanzig Jahre lang kämpfte, weit eher unter die großen Politiker Deutschlands gerechnet werden dürfe als Ludwig XV. unter die Frankreichs. Auch der vortreffliche Herr von Ranke, Kgl. Professor in Berlin, folgert aus Friedrichs II. Versäumnis für, statt gegen Deutschland zu kämpfen, nichts Ungünstiges für Friedrich. Er folgert vielmehr ähnlich wie Sie, Herr Thomas Mann, daß Friedrichs Kampf gegen das Deutsche Reich unentbehrlich gewesen sei, „damit eines großen Volkes Erdensendung sich erfülle“. Ranke stellt seine berühmte Betrachtung an, die mit den Worten beginnt: „... es ist vielleicht nicht unnütz, sich einmal... zu vergegenwärtigen, wie die Dinge im Jahre 1740 und nachher gegangen sein könnten, ohne ein Preußen und einen Friedrich II.“ Ranke meint, daß ohne den großen Friedrich Deutschland noch mehr Unheil erlebt hätte; aber „wissenschaftlich“ läßt sich wohl nicht nachweisen, ob das Unheil der schlesischen Bürgerkriege, der Verlust Elsaß-Lothringens und die Zerstückelung des Deutschen Rei-

ches mit allen ihren geistigen und wirtschaftlichen Folgen noch hätten überboten werden können, — ich meine für einen Deutschen. Es handelt sich hier bei Ranke also weniger um eine „wissenschaftliche Erkenntnis“ als um ein „Glaubensbekenntnis“; und was von Rankes Glaubensbekenntnissen zu halten ist, hat Friedrich Nietzsche einmal in ungewöhnlich überzeugender Weise klargestellt. Nietzsche sagt: „Wer hätte ein Bedürfnis nach dem Glaubensbekenntnisse eines Ranke oder Mommsen, die übrigens noch ganz andere Gelehrte und Historiker sind, als David Strauß (lies: Reinhold Koser) es war: die aber doch, sobald sie uns von ihrem Glauben und nicht von ihren wissenschaftlichen Erkenntnissen unterhalten wollten, in ärgerlicher Weise ihre Schranken überschreiten würden.“ Nietzsche spottet: er hat anderweitig — nämlich sein Leben lang — mit erfrischender Eindeutigkeit gesagt, was von den wissenschaftlichen Erkenntnissen derer zu halten ist, deren Glaubensbekenntnis anzuhören sich nicht lohnt.

„Wenn Ranke die Leiden schildert, die Deutschland hätten treffen können, wenn es keinen großen Friedrich gehabt hätte, gemahnt er an den Tröster, der einer unglücklich verheirateten edlen Frau — ich wähle als Beispiele Goethes Schwester Cornelia oder die Frau Germania — vorhalten wollte, was für eine einsame alte Jungfer sie vielleicht geworden wäre, wenn sie nicht ihren, allerdings wenig zusagenden Gemahl gefunden hätte. Die unglückliche Frau mag sogar, wie Cornelia, zu Anfang der Ehe gesagt haben: „wen Gott lieb hat, dem geb er so einen Mann“. Cornelia entdeckte bald, daß ihr vor der Liebe dieses Mannes „ekelte“. Hat eine unglückliche Frau bei ihrem unzeitigen Tode — 1777, 1806 — nicht guten Grund, zu fragen, ob sie mit einem würdigeren Gemahl vielleicht glücklicher — und vielleicht ebenso alt geworden wäre wie der berühmte Bruder oder die mächtigen ausländischen Schwestern? Wenn Ranke und andere zufriedene Berliner anfangen mit dem

geschichtlichen: Wenn! zu arbeiten, warum dann nicht gleich weniger zufrieden fragen: was wäre aus Deutschland geworden, wenn statt des französisch-preußischen Reichsfeindes Friedrich II. ein großer deutscher Fürst oder wenigstens ein deutschfreundlicher Prinz Eugen erstanden wäre! Napoleon I. hat die sich hier bietenden Möglichkeiten klar umrissen, als er ausrief:

»„Wie war es möglich, daß kein deutscher Fürst das Streben des deutschen Volkes verstanden hat oder wenigstens Nutzen daraus zu ziehen wußte? Ganz gewiß, hätte mich der Himmel als deutschen Fürsten geboren werden lassen, dann hätte ich in den gewaltigen Umwälzungen unserer Zeit unfehlbar die dreißig Millionen Deutsche geeint. Und wie ich die Deutschen zu kennen glaube, fühle ich, wenn sie mich einmal gewählt und zum Kaiser ausgerufen hätten, dann würden sie mich niemals verlassen haben.“

»Das sind Worte Napoleons, von dem Goethe sagte, „er habe den größten Verstand, den die Welt je gesehen“, der aber übersah, daß mit einem so skrupellosen Reichsfeinde wie Friedrich II. im Lande auch der größte deutsche Kaiser zur Machtlosigkeit verdammt sein mußte.«

Hegemann: »Das Wort Napoleons, das Sie anführen, schmeckt nach St. Helena.«

Manfred: »Als Goethe jemanden gegen den gefallenen Napoleon sprechen hörte, sagte er: „Laßt mir meinen Kaiser in Ruh!“ Es war das, nachdem Preußens Bemühungen, den deutschen Kaiser zu stürzen, erfolgreich gewesen waren. Es war in der Tat vielleicht gar nicht nötig, daß der Deutschland rettende Fürst ein Deutscher war. Besser als ein Preuße vom Schlage Friedrichs II. war jedenfalls ein Franzose vom Schlage Prinz Eugens, der, wie Goethes Götz von Berlichingen es wollte, „wie Cherubim mit flammenden Schwertern, vor die Grenzen des Reichs gegen die Wölfe, die Türken, gegen die Füchse, die Franzosen, lagerte und zugleich unsers teuern Kaisers sehr ausgesetzte

Länder und die Ruhe des Reich beschützte“, während Friedrich der Große alles, was in seinen Kräften stand, getan hat, die Franzosen und Türken zu Einfällen ins Reich zu bewegen. Noch 1778 hoffte Friedrich II. auf einen französischen Einfall, und noch in seinem Testament von 1782 setzt er seine Hoffnung auf ein türkisches Bündnis gegen Österreich, und es war nicht etwa ein großartiges Zusammenfassen der Kräfte von Berlin bis Bagdad, das er wollte, nein, es war das Bündnis des Berliner Ränkeschmiedes gegen seine eignen Stammesgenossen.

»Friedrich II., der den großen Ludwig im Himmel und Voltaire als Ludwigs Propheten auf Erden verehrte, hat irri- ger- oder irreführenderweise den Prinzen Eugen immer wieder gerühmt und als sein Vorbild bezeichnet. Wenn er als Kronprinz heimlich am Wiener und Petersburger Hof um Geld bettelte, dann ließ ihn die Angst vor seinem prügelnden Vater auf den friderizianischen Einfall kommen, seiner Bettelei den Anstrich von Wissenschaft zu geben und jeweils statt um 1000 Taler um „eine neue Ausgabe vom Leben des Prinzen Eugen“ zu bitten. „Man verlangt zwölf Exemplare von mir; die Besteller verfolgen mich bei Tag und Nacht“. So ungünstig für Friedrich II. auch ein Vergleich mit Prinz Eugen ausfällt, es wäre doch falsch, anzunehmen, Friedrich sei nur als Tabakschnupfer in die Fußstapfen des edlen Ritters getreten; er hat ihn nämlich noch in einer anderen Hinsicht nachgeahmt. Friedrichs II. Leben begann wie das Eugens mit Unzufriedenheit über ungeeignete Behandlung in der Heimat. Eugen, der Soldat werden wollte, wurde von Ludwig XIV. aufgefordert, er solle studieren. Eugen reiste darum aus Paris ab und soll geschworen haben, die Heimat nie wieder, es sei denn mit den Waffen in der Hand, zu betreten. Friedrich, der studieren wollte, wurde von seinem halbnärrischen Vater mit dem Rohrstock so unsanft in die soldatische Laufbahn gedrängt, daß er einen ähnlichen Schwur getan zu haben scheint wie

Eugen. Allerdings benahm sich Friedrich bei seiner Ausreise aus Preußen, ebenso wie bei seiner später versuchten Einreise in Frankreich, ungeschickt und wurde beide Male festgehalten.<sup>1</sup> Aber er erfüllte das Versprechen seines Schwures, und in Preußen ist wahrscheinlich nie wieder so viel gemordet und gesengt worden als in den ersten drei- undzwanzig Jahren der friderizianischen Regierung. Es ist übrigens möglich, daß Friedrich seinen *antipreußischen* Schwur ergänzte durch das Gelübde, das Land der geliebten Franzosen nie mit Waffen in der Hand zu betreten; und auch dies Gelübde hat er treu gehalten.

»Wenn man aber Lust hat, wie Ranke mit dem geschichtlichen: Wenn! zu arbeiten, kann man sich das Heil Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert auch ganz gut ohne einen Prinz Eugen oder einen deutsch gesinnten Friedrich oder Napoleon vorstellen. Hatte doch auch Deutschlands gefährlichster Nebenbuhler auf dem Festland, Frankreich, im Zeitalter Friedrichs II. keinen Ludwig XIV. oder Napoleon. Frankreich war vielmehr unter dem einsichtigen und, vielleicht deshalb, friedlustigen Ludwig XV. auf das angestrengteste mit der Beseitigung des schädlichen Despotismus beschäftigt, den Friedrich II. nachahmend bewunderte. Um sich ein mächtiges Deutschland vorzustellen, braucht man sich also nur die „großen“ Preußenkönige von Friedrich Wilhelm I. bis Friedrich Wilhelm II. einschließlich, wegzudenken. Nach solcher Erlösung wäre es der großen Maria Theresia — diesem „großen Manne“, wie Friedrich II. sie nannte — und ihrem Sohne Joseph II. vergönnt gewesen, ihre edle Kraft nach außen zu wenden, statt sie gegen die preußischen Aufrührer aufreiben zu müssen. Daß die Abwesenheit Friedrichs II. genügt hätte, um Deutschland mächtig zu machen, das hat Friedrich II. in seinem posthumen Brief des Kardinals Richelieu überzeugend dargetan.« (Vgl. oben S. 433.) »Ich kann mich nicht entschließen, Herrn von Ranke mehr Urteil zuzutrauen

als Friedrich dem Großen, wie wenig das auch sein mag. Ja, für die deutschen Kaiser wäre es im achtzehnten Jahrhundert leicht gewesen, über die Franzosen zu siegen; nicht aber über...«

Hier stieß der meist so höfliche Manfred etwas wie einen englischen Fluch aus, etwas, das fast wie „*potsdamnation*“ klang und gleichzeitig an: potz blitz, verdammt, *nation* und Potsdam erinnerte; und dann rief er sich entschuldigend aus: »Verzeihen Sie, das kann und darf ich nicht übersetzen.« Thomas Mann: »Wirklich, zuweilen möchte man glauben, Friedrich II. sei ein Kobold gewesen, der aller Welt Haß und Abscheu machte und alle Welt hineinlegte, ein ungeschlechtlicher, boshafter Troll, den umzubringen hundert Millionen Menschen sich vergebens ermatteten, da er entstanden und gesandt war, um große, notwendige Erdendinge in die Wege zu leiten.«

Manfred: »Die dichterische Kraft, mit der Sie manchmal in das Wesen der Dinge dringen, ist wahrhaft bewunderungswürdig. Wenn man Ihre Schilderung des boshaften Koboldes hört, bekommt selbst ein Ausländer beinahe Lust, Voltaires Schlachtruf nachzubeten, wie Friedrich II. das so oft getan hat: *Ecrasez l'infâme!* Bedenken Sie, hätte Friedrich II. 1744 nicht die rechtzeitige Rückeroberung von Elsaß-Lothringen verhindert, und hätte er nicht die Widerstandskraft Deutschlands für immer geschwächt, dann wären diese alten deutschen Provinzen heute wieder 170 Jahre lang deutsch! Dann hätte die sinnlose Verfeindung Frankreichs und Deutschlands, die heute der notwendigen Einigung des europäischen Festlandes mehr als vieles andere im Wege steht, einen wichtigen Vorwand weniger! Dann wäre der völkertrennende Abgrund geschlossen, der noch in den Vogesen klafft und in den Frieden und Hoffnung der Welt zu versinken drohen!«

Einer der Anwesenden, der Manfreds ausführliche Darlegungen über den Verlust Belgiens (vgl. oben S. 190-233)



nicht gehört hatte, warf ein: »Sie sprechen von Flandern? Daß das Reich die flandrischen Provinzen verloren hat, dafür wenigstens können Sie Ihren Liebling Friedrich II. doch unmöglich auch noch verantwortlich machen wollen?« (Vgl. über den »Verlust Belgiens« S. 190—232.)

Manfred: »Wenn Sie auch da Friedrichs Mitverschulden nachgewiesen haben wollen, dann empfehle ich Ihnen, bei dem berühmten preußischen Geschichtschreiber Droysen nachzulesen, der demjenigen seiner Werke den Namen „Friedrich der Große“ gab, in dem er mitteilt, daß Friedrich 1756 in seinen Vertrag mit England eine Geheimbestimmung einfügte, wodurch die österreichischen Niederlande (die als burgundischer Kreis zum Reiche gehörten) von jener Neutralität ausgeschlossen wurden, die der Vertrag dem Reiche sichern sollte. Auf besonderen Wunsch Friedrichs II. wurde der Ausdruck: „das Reich“, der im englischen Vertragsentwurf stand, ersetzt durch den Ausdruck „Deutschland“; nicht etwa, weil Friedrich etwas von dem berechtigten deutschen Wunsche, „Das ganze Deutschland soll es sein!“ verwirklichen wollte, sondern im Gegenteil: weil er Flandern wieder den Franzosen ausliefern wollte, wie er es ihnen während seiner beiden ersten Bürgerkriege ausgeliefert hat. Diese Geheimbestimmung des Westminstervertrages muß man kennen, um das unerschütterliche Vertrauen zu verstehen, mit dem Friedrich II. seit Lobositz die Franzosen mit seinen Friedens- und Bündnisvorschlägen verfolgte. Friedrich II. glaubte, die Festigkeit der Frau von Pompadour, die diese preußischen Gesuche schließlich alle zunichte machte, verachten zu dürfen, weil er zu den Franzosen sagen konnte: Ich bin zwar der Bundesgenosse eurer größten Feinde, der Engländer, geworden, aber, versteht mich recht, ich bin doch noch euer bester Freund, und ich habe euch im geheimen bereits das östreichische Flandern, das ihr über alles begehrt, sichergestellt. Bemächtigt euch Flanderns! Das Deutsche Reich ist

ja wehrlos, denn ich kämpfe ja selbst gegen den deutschen Kaiser! Ich, Friedrich der Große, der bereits Schlesien aus dem deutschen Reichsverbande gelöst hat; der große Friedrich, in dessen Ländern es keinem Geistlichen mehr erlaubt ist, von der Kanzel die alte deutsche Fürbitte für Kaiser und Reich zu wiederholen, und dessen hohe Sendung darin besteht, auch in Zukunft, euch Franzosen gefällig, alles Denkbare zu tun, um das Deutsche Reich zu demütigen! So konnte Friedrich II. sprechen; kein Wunder also, daß dieser Friedrich sicher war, die Franzosen würden bei seinen Selbstmorddrohungen von 1757—60 erschrecken. Hat aber jemals ein Volk die selbstvernichtende *Perversität* weitergetrieben als die Deutschen, die sich diesen Hochverräter als Nationalhelden aufschwätzen ließen? Gewiß, die große deutsche Politik Maria Theresias und Josephs II. vermochte Flandern trotz Friedrich II. noch für eine Weile zu halten. Wenn aber dann Flandern während der französischen Revolution verloren ging, so bedeutet das einen Sieg der preußischen Politik im Geiste Friedrichs II., einen Sieg der Feinde des deutschen Handels, die seit dem Herrenhauser Bündnis von 1725 den preußischen Einfluß gegen die deutsche Handelskompagnie von Ostende, die letzte Erinnerung an das große habsburgische Kolonialreich, geltend gemacht haben. Was bedeuten die ungeschickten und erfolglosen Versuche Friedrichs II., eine preußische Handelsflotte zu schaffen und Emden — nachdem er es nicht verschachern konnte<sup>1</sup> — zu entwickeln, verglichen mit den Wunden, die seine Politik schließlich in Flandern dem deutschen Handel geschlagen hat!«

Hegemann: »War nicht ein Teil der österreichischen Niederlande fremdes Sprachgebiet, das sich schließlich doch nicht hätte halten lassen?«

Manfred: »Gewiß, das trifft ja auch auf den größeren Teil von Lothringen zu. Aber welche großartigen *Compensationsobjekte* für die unblutige Erwerbung der fehlenden Ko-

Ionien hätten diese alten Teile des Reiches dargeboten für den Fall, daß sich das Reich später nur als deutschsprachiges Gebiet entwickeln sollte. Auch brauche ich Ihnen nicht zu sagen, daß viele tüchtige Wirtschaftspolitiker die Rückgewinnung Belgiens als unvermeidliche Vorbedingung für Deutschlands gesunde wirtschaftliche Entwicklung ansehen, und daß der besonders wichtige Hafen von Antwerpen in einem Gebiete liegt, dessen Sprache sich vom Niederdeutschen kaum unterscheidet. Aber dank der Ausschweifungen des preußischen Partikularismus sind Deutschlands Hoffnungen auf diesem Gebiete aussichtslos, gefährlich, ja verbrecherisch geworden. Immerhin, scheint mir, dürfen sich die Deutschen manchmal an das für immer verlorene Flandern mit ebensoviel, ja mit mehr Recht erinnern als die Franzosen, die ihrem großen Ludwig nicht verzeihen können, daß er ihnen nicht das wichtige Flandern zusammen mit Straßburg und mit der Freigrafschaft gesichert hat. Das große französische Geschichtswerk, das unter der Leitung Ernest Lavisses erschienen ist, erhebt diesen Vorwurf gegen Ludwig XIV. mit folgenden Worten: »„Damals hätten die spanischen Niederlande für Frankreich erobert werden können, ohne der Natur der Dinge Gewalt anzutun oder die Gefühle der Einwohner zu sehr zu verletzen. Was heute ein Verbrechen wäre, war damals noch keines... Es ist wahr, daß diese Provinzen, welche die Gewohnheit gemeinschaftlichen Lebens seit burgundischen Zeiten verbunden hatte, sich bereits als eine Einheit mit gemeinsamen Schicksal fühlten. Sie liebten ihre französischen Nachbarn ebensowenig wie die holländischen; aber der Gedanke eines belgischen Vaterlandes war damals noch nicht geboren. Die Städte von Artois und Flandern, die Frankreich im siebzehnten Jahrhundert erwarb, wurden schnell französisch und sogar patriotisch, ganz wie das Elsaß nach der Loslösung vom unorganischen Deutschland sich sehr schnell zu Frankreich bekehrte...“

## LUDWIG XIV. UND FRIEDRICH II.

»Dieses französische Urteil über Ludwig XIV. kommt auch sonst zu allerlei ungünstigen Schlüssen über den großen König, den mit Friedrich dem Großen zusammen auf Plutarchs Wage zu werfen besonders verlockend ist, an dessen „Größe“ aber seine Landsleute schon vor seinem Tode zu zweifeln anfangen. Das Urteil Lavisses über Ludwig XIV. schließt mit folgenden Sätzen, von denen einige, aber nicht alle, in überraschender Weise auch auf Ludwigs Nachahmer Friedrich II. zutreffen:

»„Man darf mit Recht glauben, daß Ludwig XIV. unter den ungewöhnlichen Umständen, die sich ihm darboten, sehr viel mehr geleistet hätte, wenn er nicht seine widerspruchsvolle Politik verfolgt hätte, deren Leitgedanke es war, sich durch die Demütigungen anderer Ruhm zu verschaffen; diese Politik war eine Mischung von Weisheit und Prellereien und von Hochmutsanfällen, die in einem Augenblick seine seit langem gesponnenen Ränke zunichte machten; seine Politik, die so sehr alle Welt verletzte, beleidigte oder zum Narren hielt, daß die Bündnisse gegen ihn immer umfassender wurden und schließlich ganz Europa umfaßten; diese Politik beständiger Kriege... usw. usw. Für lange Zeit hat Frankreich diesen König geliebt, ja beinahe angebetet; in seinen Worten und Taten bewunderte Frankreich seine eigene Größe und seinen Ruhm... Ludwig XIV. hat seinem Reiche den *Despotismus* gegeben; nach ihm verstand niemand mehr, mit dieser Regierungsform fertig zu werden, und man verirrte sich in den ‚*Despotismus* ohne *Despoten*‘... Voltaire hat aufs neue die Augen auf die Größe Ludwigs XIV. gelenkt, dessen Fehler man vergaß. Trotz der Schärfe, mit der die spätere Geschichtschreibung ihn verurteilte, ist sein großer Ruf ihm geblieben. Dem Verstande, der das eigentlich Zerstörende der Regierung Ludwigs XIV. aufdeckt, widersetzt sich die Ein-

bildungskraft, die sich durch das glänzende Äußere bestehen läßt. Man erinnert sich gern dieses Mannes, der nicht innerlich schlecht war; er besaß Vorzüge, ja Tugenden, Schönheit, Anmut und die Gabe des richtigen Wortes im rechten Augenblick; als Frankreich glänzte, war er es, der Frankreich glänzend darstellte; als Frankreich daniederlag, weigerte er sich, die Niederlage zuzugestehen; er harrte aus in seiner großen Rolle vom glänzenden Vorspiel bis zu den finsternen Auftritten des letzten Aufzuges auf der feenhaft geschmückten Bühne seiner Schlösser und springbrunnendurchrauschten Gärten“... So urteilt das Lavissesche Geschichtswerk.

» Das glänzende Bildnis, das Voltaire von Ludwig XIV. entworfen hat, hielt besonders Friedrich II. gebannt. Aber indem Friedrich diesem Vorbilde leidenschaftlich nacheiferte, hat er von Ludwigs Fehlern nur die religiöse Unduldsamkeit vermieden; und welche von Ludwigs Tugenden hätte er erreicht? Ludwig hat sein Volk geeint, er hat ihm eine große nationale Kunst und Literatur gegeben; er war den Großen seines Volkes innig verbunden als ihr Schüler, Freund und Lehrer und wurde so auch selbst der höchste Meister der französischen Sprache, „des richtigen Wortes im rechten Augenblick“.

Hegemann: » Sie lassen Ludwig XIV. als den großen Förderer der Künste und Wissenschaften gelten, wie Voltaire ihn geschildert hat; aber dem Worte Goethes, daß durch Friedrich des Großen Taten „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen“ sei, wollen Sie nur geringe Bedeutung beimessen. Wie erklären Sie denn das außerordentliche Aufblühen der deutschen Literatur im friderizianischen Zeitalter?«

Manfred: » Wenn diese Frage Friedrich II. vorgelegt worden wäre, hätte er mit Recht auf die Schilderung verweisen können, die Voltaire in seinen „Annalen des Reichs“ von der großen Umwandlung gemacht hat, die sich im

Deutschen Reiche unter der Regierung der Kaiser Leopold, Joseph I. und Karl VI., also gerade vor dem Regierungsantritt Friedrichs II. vollzog. Voltaire sagt, Deutschland habe sich in den letzten sechzig Jahren mehr verändert als früher in den achthundert Jahren seit Otto dem Großen. Voltaire wußte noch nicht, daß diese wunderbare Umwandlung der Sitten später einmal von dienstfertigen preußischen Geschichtschreibern als Verdienst der Kurfürsten von Brandenburg in Anspruch genommen werden würde, und Friedrich II. verlangte nicht von Voltaire, daß er es wisse. Warum sollte ein so begabtes Volk wie die Deutschen — das lernbegierig ist und höher entwickelte Nachbarn hatte —, wenn ihm endlich einmal etwas Ruhe gelassen wurde, nicht fähig sein, „sich selbst den Wert zu erschaffen“, wie Schiller es für möglich hielt, als er feststellte, daß die deutsche Kunst von Friedrich „schutzlos, ungeehrt“ blieb? Ich zweifle keinen Augenblick, daß die friderizianischen Kriege die große Entwicklung, die mit Gottsched, Gellert und Klopstock, ganz unabhängig von Friedrich II. einsetzte, nur verzögert haben. Auch der Frieden, in dem sich nach 1763 endlich die Künste gewaltig entwickeln konnten, ist nicht Friedrich II. zu verdanken, sondern der unerschütterlichen Festigkeit, mit der die drei Königinnen, Maria Theresia, Pompadour und Katharina, den enttäuschten Brandenburger mit seinem „es muß weiter gerauft werden“ an die Kette legten. In seinem Testament von 1768 machte Friedrich II. eine sehnsüchtige Schilderung der auswärtigen Kriege, die er der deutschen Kaiserin an den Hals wünschte, damit er in einem neuen Bürgerkriege über Österreich herfallen könne: *„qu' alors maître de toutes nos forces, nous puissions entamer la maison d' Autriche.“* Was ein echter Preuße ist, wird nicht zweifeln dürfen, daß bei diesem neuen Überfall der neunzehnjährige Goethe als Freiwilliger auf seiten des „Alten Fritz“ gedichtet, gegen den Kaiser gekämpft und den süßen

Ehrentod gefunden haben würde, falls er es nicht etwa dann doch vorgezogen hätte, sich wie der große Romantiker des verspäteten preußischen Nationalgefühls, der Sängergeselle des von Goethe verachteten Nationalhasses, der unselige Heinrich von Kleist, eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Welche sklavische Vorstellung müssen die Berliner Herren Professoren von dem Wesen der Künste hegen, daß sie behaupten mögen, „das Edle könne sich gestalten, wo Sklaven knien, Despoten walten“! Wenn diese Kratzfüßler doch verstehen könnten, daß selbst ihr Friedrich der Große schließlich der Herrschaft über solche Sklaven müde zu werden fürchtete!«